This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·ROHENSTEIN
TE·TSCHEN

Therese

Bd. 1

NAS

Houwald-Thielau

Klein und Groſs

oder

das Buch der Groſsmutter

für

ihre Enkel.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Illustr. v. Arenz & Cie in Düsseldorf.

Klein und Grofs

oder

das Buch der Großmutter

für

ihre Enkel.

Von

Marie von Houwald-Thielau.

Mit 16 colorirten Bildern.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1852.

1. Juvenile literature — Fiction, German

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
763412 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Widmung.

Im Walde ſo duftig, da ſtehet ein Haus,
Da gehet der Vogler wohl ein und wohl aus.
Sein Schritt iſt gar müde, grau wallet ſein Bart,
Er iſt nach der uralten Väter Art.
Er horcht und er ſchaut, er locket und pfeift,
Ob der Vögelein Schaar auch ſein Netzlein wohl ſtreift.
»O Vögelein, Vögelein, kommt geſchwind
Zum Vogeler, wie zur Mutter das Kind.«
Er ſammelte Körner, er ſtreute ſie aus,
Rings um ſein altes verwittertes Haus.
Da zwitſchert's im Walde, da kommt's geflogen.
Huſch! hat er das Netzlein ſchon zugezogen.
»O Vogler, Vogler, was ſoll das auch ſein?
Drückſt gar du den Vögeln die Köpfchen ein?«
O nein, o nein!
Der Vogler, er will Euch nur Futter ſtreu'n.
Und er locket noch ſüßer, und lauter er ſpricht's:
Lieb' Vög'lein, lieb' Vög'lein, ich thue Euch nichts!

KRAUS 24

Da kommen und picken ſie emſig, geſchwind,
Dem Vogler ſie trau'n, wie der Mutter das Kind.
Und er lüpfet das Netzlein mit lächelndem Blick.
Fliegt, ſpricht er, o Vög'lein, verſucht Euer Glück,
Und traget das Saatenkorn friſch in die Zeit,
Sie hegt's und zieht's groß, wie's der Vogler geſtreut.
Ja, ſchält aus der Hülſe geſchäftig das Korn,
Und ſeid Ihr zu Ende, wir machen's von vorn.

Nun deut' ich das Wort Euch, o Roſa und Nand!
Die Körnlein der Wahrheit ſtreut Großmutters Hand,
Und Roſa und Ferdinand ſuchen ſie gern,
Drum ſammelt Großmütterli nahe und fern,
Sie ſtreuet die Saat um's verwitterte Haus,
Wo Roſa und Nand gehn gern ein und aus,
Und habt Ihr die Körnlein in's Herzchen getragen,
Will Großmutter einſt nach der Ernte Euch fragen.

Inhalt des ersten Theils.

	Seite
Mimi und Carl.	1
Die kleine Margarethe.	5
Die Spazierfahrt.	12
Die Ziegen und die Pflaumen.	16
Die Thierbude.	21
Die Tante Elise.	27
Mädchen und Knaben.	31
Der gute schwarze Mann.	38
Das Eiersuchen.	43
Das geputzte kleine Mädchen.	48
Die gute Stimme vom lieben Gott.	56
Die Fahrt auf's Land.	62
Sie kommen an.	66
Wie Mathilde bei Tische sitzt.	70
Das Geschenk und die Bergleute.	74
Herr und Frau Heim.	83
Die Gäste hinter dem Ofen.	89
Die Bekanntschaft und die Ziegenböcke.	92
Die kleinen Mädchen spielen zusammen.	101
Mutter Rutheni auf der Bleiche.	105
Der Wald.	108
Der Hahnenschlag.	114
Der Abschied.	119
Eine Abreise.	122

Seite

Ein neuer Freund. 125
Die Schule. 130
Die Fremden. 135
Eine traurige Nachricht. 141
Der gute Rath des Kindes. 146
Das Leid will sich noch immer nicht wenden. 149
Der Abend. 153
Wer Gott liebt, dem hilft er. 159
Der Verkauf. 164
Mutter Rutheni hat ein gutes Kind. 171

Mimi und Carl.

Es war einmal ein kleines Mädchen, die hieß Mimi, und ihr Bruder hieß Carl. Sie hatten gar einen guten Vater und eine gute Mutter. Alle Morgen, wenn beide Kinder gewaschen und angezogen waren, gingen sie zu dem Papa, um mit ihm zu frühstücken. Da hatte er dann schöne Bilder, von denen er Mimi viel zu erzählen wußte; oder er setzte den kleinen Carl auf das große Schaukelpferd, und zeigte ihm, wie er sich festhalten müsse, um nicht herunterzufallen, oder er nahm ihn wohl gar selbst auf seinen Rücken, und galopirte mit dem kleinen Jungen in der Stube herum, daß der jubelte und lachte, und immer rief: noch einmal, Papa, bitte noch einmal.

Mimi war schon größer als Carl, und recht verständig. Sie wußte alle Thiere in dem Bilderbuche zu nennen, wovon ihr der Papa so schön erzählte, und behielt Alles, was er ihr vom Elephanten, vom Löwen, von der kleinen Maus oder von dem Schafe und dem Ochsen gesagt hatte. Als der gute Vater eines Morgens ausgegangen war, sagte ihr Mütterchen zu ihr:

»Mimi, ich werde in dein Schränkchen gucken, und nach deinen Puppen sehen. Ich hoffe, du hast hübsch aufgeräumt, und Alles in Ordnung.«

Nun führte Mimi die Mutter zu ihrem Schränkchen. Sie sah aber ganz vergnügt aus, denn sie hatte ein gutes Gewissen. Die Mutter machte das Schränkchen auf, da lagen die Puppensachen allerliebst ordentlich. Die Puppen in dem einen Fache, im andern die Puppenhemden, Unterröcke, Schuhe und Strümpfe. Die Bilderbücher und das Nähkörbchen in dem dritten Fache, und Fingerhut und Scheere hatte Mimi hübsch hereingethan. In Mimi's kleiner Küche standen die Schüsseln und Töpfe alle blank in der Reihe, und in dem Puppenwagen lag die Windelpuppe mit rosa Schleifen und weißem Mützchen.

»Meine liebe kleine Mimi ist ja sehr ordentlich gewesen,« sagte die Mama und küßte sie. »Blos die rothe Wiegendecke ist nicht hier, Mimi, und wo hast du denn die Bratpfanne gelassen, die ich dir neulich vom Jahrmarkt mitbrachte?«

Da lief Mimi in die Schlafstube. Sie hatte die Decke gestern dort liegen lassen, und deckte geschwind ihr Püppchen damit zu. »Ich die Bratpfanne habe, Mama,« sagte der kleine Carl, der mit zugehört hatte, und er lief zu seinem Tische, und brachte sie der Mama. Der kleine Bruder trug wohl der Mimi manchmal ihr Spielzeug davon, er war ein kleiner Schelm. Aber Mimi war doch fast immer freundlich gegen ihn.

»Nun du hast Alles so hübsch ordentlich,« sagte die Mutter, »und bist gestern auch so gut und artig gewesen; ich werde heute mit dir und Carl in einem schönen Garten gehen, wo ihr recht hübsch spielen könnt.«

Da hüpfte Mimi geschwind zu ihrem Wandschranke und holte ihren Spenzer und den Hut, und Karl rief mitgehen, Mama, mitgehen. Die Mutter packte in Mimi's Körbchen Aepfel und Semmel ein, Mimi nahm dasselbe an die Hand, und so gingen sie.

Ei, was war das für ein schöner Garten! Mimi ging gar zu gern darin spazieren. Da waren schöne hohe Bäume, auf denen

Vögel saßen und sangen; dann kamen sie an prächtige Blumenbeete, wo Rosen und Stiefmütterchen blühten. Mimi hätte gar zu gern die Blumen gepflückt, aber das durfte sie freilich nicht, der Garten gehörte nicht ihrem Papa. Endlich kamen sie an einen schönen großen Teich, auf dem Schwäne schwammen. Mimi's Mutter setzte sich auf eine Bank, und packte den Korb mit der Semmel aus.

»Hier habt ihr Semmel,« sagte sie zu den Kindern, »nun kann Mimi die Schwäne füttern und Carl mit, aber ihr müßt nicht zu nah ans Wasser gehen. Mimi giebt hübsch Acht auf ihr Brüderchen.«

Da rief Mimi »komm Hans komm! Hans, Hans!« und Carl schrie immer mit. Es währte gar nicht lange, da kamen zwei große Schwäne und ein kleiner ganz dicht herangeschwommen; Mimi und Carl warfen einen Brocken nach dem andern ins Wasser, und kreischten und freuten sich, wenn die Schwäne sie wegschnappten. Die großen wollten dem kleinen keinen Brocken lassen, sie waren immer geschwinder als der kleine, aber die Mama nahm eine Stange, die im Wege lag, und jagte die großen Schwäne ein wenig beiseit, da fraß der kleine auch.

Die Schwäne waren schöne große Vögel, viel größer als eine Gans. Sie hatten prächtige weiße Federn, einen langen Hals, und einen rothen Schnabel. Sie sahen klug um sich her, und als sie nichts mehr zu fressen bekamen, schwammen sie über den großen blauen Teich hin und her, das sah gar zu schön aus.

Karl hatte sein Steckenpferd und seine Peitsche mitgenommen. Da ritt er tapfer auf den breiten Wegen umher, sein Pferd lief gleich in Galop, wenn er ihm einen Hieb gab; er mußte auch sehr schnell reiten, denn er ritt, sagte er, nach Ilmenau, zu Tante Sophie.

Mimi machte sich unterdessen kleine Sandbeete, steckte kleine Stöckchen darum, damit die Schwäne nicht auf den Blumen herumtreten sollten, wenn sie aus dem Teiche aufs Land kämen. Sie holte sich aus

dem Graſe unter den Bäumen blaue Veilchen und gelbe Schlüſſelblumen, und pflanzte ſie in die Beetchen.

Die gute Mutter freute ſich über ihre artigen Kinder, und nähte dabei ein Jäckchen für ihren lieben Carl. Da ſchlug es Zwölf auf der großen Thurmuhr. »Kommt, Kinder,« ſagte nun die Mutter. »Jetzt müſſen wir zu Hauſe, es iſt ſchon ſpät.« Das that Mimi ſehr leid, ſie hatte eben angefangen, noch ein Beetchen zu machen, auf welches ſie lauter grüne Zweige pflanzen wollte. »Können wir nicht noch ein bischen bleiben, Mama?« ſagte ſie betrübt. Aber da die Mama ſagte: »Nein, dein lieber Vater kommt nun bald, und wir werden dann zu Tiſch gehen«; ſo blieb Mimi ſehr artig, holte Carl herzu, und ging ganz freundlich mit ihrer Mama zu Hauſe.

Die kleine Margarethe.

Vor einem großen Hauſe war ein ſchöner großer Raſenplatz. Es wuchſen Gänſeblümchen und Stiefmütterchen darauf, und um denſelben her waren breite Gänge mit ſchönem, gelbem Sande.

Die kleine Margarethe ſpielte eines Morgens unter dem Fenſter des Hauſes. Die Sonne ſchien ſo warm, und Magarethe hatte ihre Puppen im Wägelchen heraus gefahren, und ſie auf die große Bank geſetzt. Der großen Puppe befahl ſie, auf die kleine Acht zu geben, daß ſie ja nicht klettre und hinunter falle. Sie ſelbſt aber ſpielte im Sande. Sie las eine Menge Steinchen von der Erde auf und ſteckte ſie in ihre Taſche.

Da ſah ſie, daß eine große weiße Gans in das Thorweg herein kam, und eine Menge kleine niedliche Gänschen waren um ſie herum. Die große Gans war die Mutter von den kleinen Gänschen. Sie ging ſtolz vor ihnen her, ſuchte ein ſchönes Plätzchen auf dem Graſe für ſie aus, und die Gänschen fingen luſtig an zu picken und zu freſſen. Sie ſahen grüngelb aus, mit kleinen Kratzpfoten und gefielen Margarethen gar zu ſehr. Sie lief zu ihnen hin, und wollte ſie ſtreicheln und haſchen. Da fingen ſie aber an, vor Gretchen wegzulaufen, und die große Gans dachte, daß Gretchen ihren Kindern was zu Leide thun wollte. Da wurde das gute Thier böſe; ſie fing an zu ziſchen, ſchlug mit den Flügeln,

und da Gretchen erschrocken fortlaufen wollte, so kam sie ihr nach und hätte sie beinah eingeholt, denn Margarethe hatte die Tasche voll Steine, und konnte darum nicht schnell laufen. Da fing sie jämmerlich an zu weinen und zu schreien. Ihre Mutter, die am Fenster saß, erblickte jetzt ihre Angst und Noth. Geschwind warf sie ihr Strickzeug auf den Tisch, sprang aus dem Hause, und jagte die böse Gans von dannen.

Das war noch gut! Sonst hätte sie das arme Gretchen gewiß mit ihren Flügeln geschlagen.

Die Mutter nahm Margarethen in ihre Arme, die noch immer weinte.

»Nun, nun,« sagte sie, »sei ruhig und tröste dich, mein armes Gretel, die böse Gans wird dir nichts mehr thun.«

»Mama, meine Mama, ich bin so erschrocken,« sagte Gretchen schluchzend.

»Das glaube ich,« sagte die Mutter. »Aber du mußt niemals Thiere haschen und jagen wollen. Die Gans dachte, du wolltest ihren kleinen Gänsen Schaden thun, darum jagte sie dich weg. Kinder müssen nicht an Thiere so nahe herangehen, wenn Niemand bei ihnen ist. Die Gans hätte dir nichts gethan, wenn du sie zufrieden gelassen hättest.«

So eben that sich die Hausthür auf, und Gretchens Bruder Wilhelm trat mit seinem Lehrer, dem Herrn Reinhard, heraus. Margarethe lief auf sie zu, und klagte ihnen ihre Noth mit der Gans. Herr Reinhard tröstete sie und Wilhelm sagte: »Warte nur, Gretchen, wir wollen ein andermal das Thorweg zumachen, daß sie nicht herein kann. Oder soll ich sie mit meiner Flinte todtschießen, daß sie die Köchin bratet, und du sie heute Mittag aufisseſt?«

Da fing Gretchen an zu lachen, und als Herr Reinhard die Mama um Erlaubniß für sie bat, daß sie mit ihm und Wilhelm spazieren gehen

könne, ſprang ſie vor Freude, und dachte nicht mehr an ihren Schrecken.

Geſchwind ſetzte ſie ihr Hütchen auf, und ſie gingen durch ſchöne grüne Felder. Wilhelm galopirte bald rechts und bald links, und fing Schmetterlinge, die er wieder fliegen ließ. Aber Gretchen ging neben Herrn Reinhard, der ihr bunte Blumen pflückte, die am Graben wuchſen.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen ſie an einen ſchönen Wald. Ei, da war es ſo ſchattig! Die Bäume waren grün; die Vögel ſangen und flogen auf den Zweigen hin und her. »Horch!« rief Wilhelm, »der Kukuk ſchreit!« Ku-kuk! Ku-kuk! ſo ſchrie der Kukuk wirklich, denn die Leute nennen ihn grade ſo, wie er ſchreit.

Da freuten ſich die Kinder, riefen ihm nach, wie er es machte, und zählten wie oft er Kukuk ſchrie.

Wilhelm lief durch alle Sträucher.

»Margarethe, Margarethe!« rief er mit einem Male. »Was ich gefunden habe! Komm, geſchwind komm her.«

Da lief Margarethe geſchwind dem Bruder nach. Und was ſah ſie? Wilhelm ſtand mitten auf einem Platze, wo die ſchönſten Maiblumen wuchſen. O da ſchrie das Mädchen vor Vergnügen, bald hatte ſie ſo viel gepflückt, daß ihre kleinen Händchen den Strauß kaum halten konnten; ſie pflückte aber immer noch mehr, und Wilhelm that ſie in ſeinen Hut, um ſie zu Hauſe zu tragen.

Da Gretchen verſicherte, noch gar nicht müde zu ſein, ſo ging die Reiſe noch weiter.

Wilhelm war wieder voran. Sie kamen aus dem Walde auf einen freien Platz, wo die Hirten ihre Heerden zu weiden pflegten. Mit einem Male rief Wilhelm: »Herr Reinhard, ich habe die Hirtenquelle gefunden. Heiſa, Trallala! ich habe die Quelle gefunden.«

Herr Reinhard nahm Gretchen an die Hand, und ſie gingen geſchwind zu Wilhelm. Gretchen ſah ein Paar Steine, die ſehr groß

und ſehr hoch waren. Ganz dicht daran ſprudelte ſchönes klares Waſſer aus der Erde, das war die Quelle; aus der Quelle lief ein Bach herunter nach dem Walde. Es hing ein hölzerner kleiner Becher an einem Bindfaden neben der Quelle.

»Den Becher haben die Hirten gemacht,« ſagte Herr Reinhard. »Sie trinken daraus, wenn ſie mit den Schafen herkommen.«

»O wir wollen auch daraus trinken,« bat Gretchen, »nicht wahr, wir dürfen trinken?«

Herr Reinhard fühlte erſt die Kinder an die Stirn, ob ſie auch nicht erhitzt wären. Aber ſie waren nicht heiß, ſie durften alſo trinken.

Wilhelm ſchöpfte für Gretchen den Becher voll — ach, das Waſſer war ſo friſch und ſo klar. Kaum hatten ſie getrunken, ſo kam der Hirtenknabe gegangen, und hatte die ganze Heerde Schafe hinter ſich.

Wilhelm kannte den Knaben.

»Jacob,« rief er, »biſt du mit deiner Heerde ſchon den Berg herunter gekommen?«

»Ja wohl,« antwortete Jacob, »die Sonne ſteht ſchon hoch, es iſt bald Mittag, ich will die Schafe tränken.«

Dabei nahm Jacob ſeine Mütze ſehr höflich ab. Der gute Junge hatte nur eine alte abgetragene blaue Jacke an, und ein Paar ſchlechte Schuhe, aber er hatte ein freundliches Geſicht mit derben rothen Backen. Als er aber ſah, daß Wilhelm und Margarethe aus dem Bache tranken, rief er ſeinen Hund und befahl ihm, die Schafe ſo lange von der Quelle weg zu jagen. Der Hund lief auch gleich um die Schafe herum, und ſie durften nicht heran, ſie mochten noch ſo viel Beh! Beh! ſchreien.

»Du biſt wohl ſchon lange mit deinen Schafen ausgetrieben?« fragte Herr Reinhard den Jacob.

»Seit vier Uhr heute Morgen,« ſagte Jacob. »Da haben Wilhelm und Margarethe wohl noch geſchlafen.«

»Nun, und haſt du noch kein Mittagbrod bekommen?« fragte Mar-

garethe, die schon vom Gehen recht hungrig geworden war. Bist du nicht hungrig, armer Jacob?«

»O ich bin wohl hungrig,« erwiderte Jacob, »und mein Mittagsbrod habe ich auch bei mir.«

»So iß es doch,« sagte Gretchen.

Jacob lachte. »Erst müssen meine Schafe trinken,« sagte er.

Da traten Herr Reinhard und die Kinder an die Seite und sahen zu, wie die ganze Heerde an den Bach kam. Ein Schaf drängte das andere, alle waren durstig, und Jacob wußte es so zu machen, daß sie alle nach einander an die Quelle kommen mußten. Da sprangen und blökten sie alle unter einander, und Wilhelm und Gretchen durften sie auch streicheln, die Schafe waren gar nicht so böse, wie die große Gans.

»Nun muß aber der Jacob auch essen,« sagte Wilhelm, als die Heerde getränkt war.

Jacob war ein treuherziger Bursche, und hungrig war er auch. Er setzte sich auf einen großen Stein, und zog aus seiner Tasche ein kräftiges Butterbrod hervor. Das war von schwarzem Brode; aber Jacob biß mit großem Appetit hinein, daß es ein gehöriges Loch machte.

»Hast du denn nichts weiter zum Mittagsessen?« fragte ihn Margarethe.

»Nein,« war die Antwort.

»O du guter Jacob, wenn ich nur mein Stückchen Kuchen hier hätte, was die Mama mir heute Morgen gegeben, ich würde es dir gleich abtreten, du solltest es essen.«

»Dank schön, Fräulchen,« sagte Jacob freundlich, »aber ich esse mein Brod lieber, als Kuchen. Der macht mich nicht satt, und ist mir weichlich. Mein Brod schmeckt wunderschön, und ich bleibe gesund dabei. Wer viel Kuchen ißt, wird krank.«

Jacob ging an die Quelle und that einen frischen Trunk Wasser

Er ſagte, daß dies beſſer ſchmecke als Wein, er habe einmal welchen beim Herrn Cantor auf der Kindtauf gekoſtet, aber das Waſſer mache die Leute ſtark und geſund. Darauf ſagte er freundlich Ade, und trieb ſeine Schafe durch den Wald.

»War das ein guter Junge?« fragte Margarethe Herrn Reinhard.

»Das wollt ich meinen,« antwortete dieſer. »Haſt du nicht geſehen, Gretchen, wie er für ſeine Schafe ſorgt? Und er weint gewiß niemals, wenn er auch manchmal den Tag über nichts zu eſſen hat, wenn er die Schafe weit weg auf die Berge treibt, oder wenn er ſie des Nachts auf dem Anger hütet und kein Bett hat.«

Nun gingen Herr Reinhard und die Kinder zu Hauſe. Herr Reinhard nahm Margarethen an die Hand, denn ſie war ſehr müde geworden. Aber ſie dachte an Jacob und weinte nicht, ſie blieb ganz freundlich.

Als ſie aber auf den Hof kamen, ſahen ſie einen Wagen vor der Thür ſtehen. Es waren zwei kleine hübſche Schimmel davor geſpannt.

»Der Onkel Ernſt iſt gekommen! Der Onkel Ernſt iſt gekommen!« riefen die Kinder. Wilhelm fing an zu laufen, Margarethe hinter ihm drein. Da kam ihnen der Onkel Ernſt ſchon an der Hausthür entgegen, er nahm Margarethen auf den Arm und herzte und küßte ſie, und Wilhelm umarmte ſeine Knie. Denn ſie hatten den Onkel ſehr lieb.

Der Onkel Ernſt ſagte nach Tiſche zu Wilhelm: »Dein Vater hat mir geſagt, lieber Wilhelm, daß du mit Chriſtian oft ausfährſt, und daß du das Fahren dabei ſchon ziemlich geſchickt gelernt haſt. Wenn es morgen ſchönes Wetter iſt, ſo kannſt du die Schimmel vor meinen Wagen ſpannen laſſen, und Margarethen ſpazieren fahren.«

»O du guter Onkel Ernſt,« rief Wilhelm ganz erfreut, und Margarethe kletterte auf des Onkels Schooß, und nahm ihn in ihre kleinen Arme.

»Ei, ich höre ja,« sagte der Onkel,« daß du bei Herrn Reinhard so fleißig Lateinisch lernst, und schreibst und lieſest wie ein Schulmeister. Und Margarethe näht so schöne Mützen, zeichnet Blumen, und ist ja wohl auch immer artig. Da thut man euch ja gern auch etwas zu Gefallen.«

Wilhelm ging den Nachmittag nun zu Herrn Reinhard in die Schule. Denn er war schon so groß, daß er alle Tage etwas Gutes und Nützliches lernen wollte.

Herr Reinhard sagte zu ihm: »Du hast deine Aufgabe heute sehr gut geschrieben, nimm dein Buch mit, wenn du herunter gehst, und bringe es dem Onkel Ernst«

Der Onkel saß eben mit der Mama im Garten, als Wilhelm mit seinem Buche kam. Die Mama hatte das Abendbrod dahin bringen lassen, und machte den Thee. Der Onkel nahm das Buch und blätterte darin. Da war von vorn bis hinten nicht ein Tintenklecks im Buche, Wilhelm hielt seine Sachen sehr reinlich. Das freute den Onkel Ernst sehr, er sagte: »Nun, wenn der Wilhelm so fort fleißig ist, wird er einmal werden wie sein Vater, wenn er groß ist.«

Die Spazierfahrt.

Margarethe ſtand den andern Morgen ſchon recht früh auf. Sie ließ ſich von Agnes, ihrem Mädchen, ſchnell und ſehr artig anziehen; ſie wuſch ſich immer ſchon ſelbſt mit ganz kaltem Waſſer, darum war ſie ſo friſch, wie ein Reh im Walde. Sie konnte es gar nicht erwarten, daß die Schimmel angeſpannt werden ſollten, damit Wilhelm ſie ſpazieren fahre.

Aber ihre Mama ſagte ihr: »Heute Morgen geht es noch nicht, meine Margrethel. Der Chriſtian muß noch Futter für die Kühe fahren, und Wilhelm muß in die Schule gehn. Aber heut Nachmittag. Ich dächte, du holteſt dein Strickzeug und wärſt auch erſt fleißig. Dann iſt man den ganzen Tag vergnügt, wenn man etwas gearbeitet hat.

Das wollte dem kleinen Mädchen nicht recht gefallen. Sie hatte ſich ſo darauf gefreut, gleich ſpazieren zu fahren. Sie ging traurig in einen Winkel, und ſah gar nicht etwa freundlich aus. In dem Augenblicke kam der Onkel Ernſt herein. Die Mama ging ihm entgegen, ſagte ihm guten Morgen; der Onkel brachte ihr Bücher mit, ſie ſetzten ſich an den Frühſtückstiſch, blätterten in den Büchern, und die Mama ſchenkte den Kaffee ein. Der Onkel hatte gar nicht geſehen, daß Margarethe in dem Winkel ſaß. Das wäre ihr auch gar nicht lieb geweſen, ſie wußte recht gut, daß der Onkel nur freundliche kleine Mädchen lieb hatte. Da ſchlich ſie ſich ganz ſachte in die Kinderſtube, und es dauerte

gar nicht lange, ſo kam ſie mit einem ganz freundlichen Geſicht und mit dem Strickſtrumpf wieder herein.

Die Mama gab ihr einen herzlichen Kuß, und der Onkel ſagte: »Ei, Gretchen, du haſt ja unterdeſſen, daß ich nicht hier geweſen bin, ſtricken gelernt; du biſt ja ein geſchicktes Mädchen geworden.« Margarethe ſtrickte nun ſehr fleißig, bis Agnes mit dem zweiten Frühſtück kam. Aber nach Tiſche, da war mal ein Halloh!

Da kam Chriſtian mit den Schimmeln vor die Thür gefahren. Wilhelm und Margarethe ſetzten ſich auf das offne Wägelchen, Wilhelm hatte die Peitſche, nahm die Zügel in die Hand, und Chriſtian ſetzte ſich hinten auf. Der Onkel Ernſt ſagte: »Wilhelm, du brauchſt die Schimmel nicht zu hauen, ſie gehen ſchon Trab, wenn ſie nur die Peitſche merken. Fahre auch vorſichtig, daß du deine Schweſter nicht umwirfſt, Chriſtian muß hübſch Acht auf den Weg geben.«

Chriſtian winkte mit der Hand und ſagte: »Tragen Sie keine Sorge, gnädiger Herr, Wilhelm und ich wollen ſchon fahren.«

»Adieu, adieu,« rief Margarethe, und warf dem Onkel und dem Papa Kußhändchen zu. Und ſiehe, da trabten die Schimmel luſtig davon.

Ach wie das prächtig ging! Wilhelm fuhr in den Wald hinein, hinter dem Walde durch ein Dorf, und da ſtanden die Leute und freuten ſich, wie die Schimmel ſo hübſch ausſahen, wie Wilhelm ſo geſchickt fahren konnte, und Margarethe rief immer: »Guten Tag, ihr lieben Leute! wollt ihr mit? Seht, das iſt mein Bruder, der fährt mich ſpazieren, und der Chriſtian fährt auch mit.« Da lachten die Leute, und nickten Margarethen zu, und ſchwenkten mit den Hüten.

An den letzten Häuſern im Dorfe ſtand ein Mann mit einem kleinen Knaben an der Hand. Er lachte, als er das Wägelchen ſah, und nahm den Hut ab.

»Ei guten Abend, Herr Niemeier,« rief ihm Wilhelm zu. »Wo kommen Sie denn her?«

Herr Niemeier war der Schullehrer von Ilmenau, und Wilhelm und Margarethen gar wohl bekannt.

»Von der Kindtauf,« rief er vergnügt den Fahrenden zu, »wer weiß, wer zuerſt nach Ilmenau kommt, liebe Kinder, ich oder ihr. Wer weiß, laufen meine Rappen noch ſchneller, als eure Schimmel.«

Dabei wies er auf ſeine ſchwarzen beſtaubten Schuhe, die er ſeine Rappen nannte. Herr Niemeier war dafür bekannt, daß er mit Kindern gern ſcherzte.

»Ade, ade!« rief Wilhelm lachend, und fuhr davon.

Als ſie im Walde herunter fuhren, wurde es noch hübſcher. Da waren auf der andern Seite ſchöne Kornfelder, und blaue Kornblumen ſtanden am Rande.

»O bitte, bitte!« rief Margretchen, »halte ſtill, lieber Wilhelm! ich will Kornblumen pflücken, Agnes ſoll mir einen Kranz machen, daß ich ihn aufſetzen kann«

Da hielt Wilhelm ſtill. Chriſtian ſprang ab und hob Margarethen vom Wagen. Er half ihr auch Kornblumen pflücken; »aber,« ſagte er, »Wilhelm muß die Zügel feſt halten unterdeß, und nicht mit der Peitſche knallen, daß die Pferde nicht davon gehen.« Es dauerte gar nicht lange, ſo hatte Margarethe die ganze Schürze voll Kornblumen.

»Guten Abend!« rief mit einem Male eine Stimme hinter ihnen. Margarethe drehte ſich um, da ſtand eine Frau am Wege. Sie hatte eine braune Jacke, einen alten Rock an, und auf dem Rücken ein großes Bündel Holz, was ſie im Walde zuſammengeleſen hatte. Dazu war ſie ſchon alt, es wurde ihr recht ſauer, das ſchwere Bündel zu tragen.

Als Margarethe ſie erblickte, ließ ſie ihre Kornblumen ſein und lief zu ihr. Sie kannte ſie recht gut, es war die arme Frau Barens, die jede Woche in die Küche von Margarethens Mutter kam, um ſich dort warme Suppe zu holen. Frau Barens war immer ſo freundlich, Margarethe hatte ſie lieb, denn ſie brachte ihr oft Blumen oder auch wohl Erdbeeren mit, die im Walde wuchſen.

»Guten Abend, Frau Barens,« rief das kleine Mädchen, »wo kommſt du denn her? Sieh nur, Chriſtian, die arme Frau Barens trägt ſo ein ſchweres Bündel Holz! Thut dir dein Rücken nicht weh, du arme Frau Barens?«

Frau Barens ſtreichelte dem guten Kinde die Hand. »Es geht ſchon noch, liebes Margretchen,« ſagte ſie. »Wenn man nur geſund iſt, da kann man ſchon arbeiten, wenn's immer auch ein wenig ſauer wird.«

»Aber warum mußt du dir denn das Holz holen? Du kannſt dir's ja von dem Fuhrmann zu Hauſe fahren laſſen.«

»Das geht nicht an,« antwortete die alte Frau, legte ihr Bündel ein wenig auf die Erde, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. »Der Fuhrmann nimmt's theuer bezahlt, und ich bin arm, ich habe kein Geld. Wenn ich aber zu Hauſe komme, da freue ich mich doch, daß ich mit dem Holze Feuer anmachen und mir eine Schüſſel Kartoffeln kochen kann, und dann danke ich dem lieben Gott, daß ich ſatt zu eſſen habe. Es haben es manche andere Menſchen nicht ſo gut als ich.«

Nun wollte ſie ihr Bündel wieder auf den Rücken nehmen und ſagte: »Leben Sie wohl, meine junge Herrſchaft, wenn ich wieder Erdbeeren finde, dann bringe ich ſie Ihnen.«

»Wilhelm, ſieh nur die arme Frau Barens,« rief Margarethe, »wir fahren im Wagen und brauchen kein ſchweres Bündel zu tragen.«

»Wartet mal!« rief Wilhelm und ſprang vom Bocke herunter. »Chriſtian, wir wollen das Bündel hinten auf den Wagen nehmen, und an dem Hauſe abladen, wo die Frau Barens wohnt.«

»Ja ja, das wollen wir,« rief Margretchen, und ſprang vor Freude. Sie luden geſchwind das Bündel auf; Frau Barens faltete die Hände und dankte tauſendmal. Sie konnte nun leicht zu Hauſe gehen. Chriſtian mußte das Holz in Frau Barens Haus tragen, als ſie heran kamen, und ſo fuhren ſie vergnügt zu Hauſe.

Die Ziegen und die Pflaumen.

Agnes hatte Margretchen geholfen, zwei Kornblumenkränze zu winden. Einen setzte Margarethe auf, und den andern nahm sie in die Hand. »Meine Mama,« sagte sie, »darf ich wohl zu Mutter Rutheni gehen? Ich will Anna Marie gern den Kranz bringen. Bitte, bitte, Mama.«

»Ich will dir's wohl erlauben, meine Tochter, aber Agnes muß Wäsche plätten, ich habe Niemand, der gleich mit dir gehen kann.«

»O laß mich nur allein gehen,« bat Margarethe, »ich weiß den Weg, und werde ganz verständig sein.«

»Ei,« sagte die Mutter, »das wäre! du bist wohl eigentlich noch zu klein dazu.«

»O ich bin schon sechs Jahr, Mutter, ich bin schon recht groß. Bitte laß mich gehen!«

»Nun ich will's versuchen,« sagte die Mutter. »Geh an den Gärten lang hin, und sei recht vernünftig.«

Margarethe ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und setzte sich sogleich in Marsch.

»Grüße Mutter Rutheni von mir,« rief die Mutter ihr nach, »und komme auch wieder, ehe es dunkel wird.«

Das Häuschen von Mutter Rutheni war gar nicht weit. Margarethe ging an den Gärten im Dorfe hin, hielt den Kranz an Arm, und sang sich ein Liedchen. Da fing auf einmal hinter der Hecke ein Hund gewaltig an zu lärmen. Er setzte die Vorderpfoten auf den Zaun, und knurrte und bellte. Margarethe erschrak, sie wollte anfangen zu weinen und zu schreien; dann überlegte sie sich aber, daß ihr Papa ihr gesagt hatte, man müsse sich nur nicht vor Hunden fürchten, sondern ganz tapfer vor ihnen vorbei gehen. Das that sie, und siehe, der Hund wurde von selber still, und kroch hinter seinen Zaun.

Da dachte das Mädchen, sie wäre eine rechte Heldin. Sie war auch schon dicht an der großen Linde, wo die Dorfkinder immer des Abends spielen. Hinter der Linde war das Haus von Mutter Rutheni. Sie öffnete die niedrige Gartenthür; es war Niemand in dem Grasgarten, aber er war voll schöner Bäume. Vor dem Hause war ein Blumenbeet, das hatte Mutter Rutheni und ihre Tochter Annemarie selbst gegraben und bepflanzt, und die Rosen blühten noch darauf. Am Hause stand eine Bank, und daneben ganz weiß gescheuerte Milchgefäße.

Aber Margarethe lief geschwind ins Haus, und machte die Stubenthür auf. Da saß Annemarie am Fenster und nähte. Sie war so emsig, daß sie sich nicht umsah. Margarethe sprang geschwind auf sie zu, und setzte ihr den Kranz auf den Kopf. Da erschrak Annemarie, sah sich um und lachte.

»I, bist du da, mein Margrethel,« sagte sie, sprang auf, und reichte ihr die Hand. »Bist ja lange nicht da gewesen, und nun bringst du mir gar einen schönen Kranz?«

Sie nahm ihn ab, um ihn recht zu betrachten, und setzte ihn wieder auf.

»Ja,« sagte Margarethe, »du mußt auch einen haben, grade wie ich, Annemarie. Der Onkel Ernst ist da, und hat uns mit seinen Schim-

meln fahren lassen, den Wilhelm und mich, und ich habe die Kornblumen gepflückt, und da ist die Frau Barens gekommen — und —«

Und nun erzählte das kleine Plappermäulchen Alles, was sie gethan und gesagt hätten.

»Aber es ist ja so schön draußen,« sagte sie, »warum sitzest du in der Stube? warum kommst du nicht mit heraus? Komm mit mir, Annemarie, komm mit!«

»Gern, meine kleine Margrethe,« sagte Annemarie freundlich, »ich werde auch bald fertig sein, dann komm ich gleich. Aber erst muß ich hier die Naht herunter nähen, sonst wird mein Rock nicht zum Sonntage fertig, daß ich zur Kirche gehen kann.«

»Mußt du dir denn Alles selbst nähen?« fragte Margarethe. »Wenn Mutter mir einen Rock giebt, da näht ihn mir die Agnes.«

»Du bist ja auch noch klein,« antwortete Annemarie, die schon größer und recht verständig war. »Wenn du geschickter und größer wirst, so nähst du dir auch wohl ein Kleidchen, oder einen Kragen, oder strickst dir ein Paar Strümpfe. Sieh, dein Vater kann dir eine Agnes halten, die für dich näht, meine Mutter aber hat gar nicht viel Geld. Aber wenn man einen neuen Rock fertig hat, so freut man sich viel mehr, ihn anzuziehen, wenn man ihn selbst genäht hat.«

Margarethe wartete nun geduldig, bis Annemarie mit ihrer Naht fertig war. Annemarie legte ihr Nähzeug sauber zusammen, that ihren Fingerhut, die Scheere und den Zwirn in ihr kleines Kästchen, und schob Alles bei Seite. Es sah Alles so reinlich und ordentlich in Mutter Rutheni's Stube aus. Mutter Rutheni war nicht zu Hause, aber Annemarie räumte Alles so hübsch auf.

»Jetzt muß ich meine Ziege in Stall bringen,« sagte sie, »die hat schon lange nach mir gemeckert.«

Margarethe sprang hinter ihr her. Die Ziege hatte einen Strick um den Hals, der im Garten auf dem Grase an einen Pfahl gebunden

war, damit sie nicht weglaufen könnte. Ihr kleines Zickel lief aber nicht weg, das blieb bei ihr. Als Annemarie herzukam, meckerte die alte Ziege gewaltig; die Ziegen sind sehr neugierige Thiere, sie kam an die beiden Mädchen heran, beschnüffelte sie, machte närrische Bocksprünge, und fraß ihnen aus der Hand. Annemarie machte den Strick los, und die Ziege mußte mit ihr in den Stall, sie mochte wollen oder nicht. Das Zickel lief von selber nach. Nun brachte Annemarie ihr einen Arm voll Gras herein, und schwapps! machte sie die Thür zu.

»O die schönen Ziegen,« rief Margarethe. »Wenn ich doch auch welche hätte.«

»Das sind gar liebe Thiere,« sagte Annemarie. »Alle Tage wird die Alte gemelkt, Mutter läßt mir die Milch, ich mache Käse daraus, die schmecken gar gut, und wenn ich sie verkaufe, bekomme ich manchen schönen Groschen. Ich hebe das nächste Mal einen für dich auf, Margrethel, du mußt Ziegenkäse kosten.«

Indem sie so sprachen, kam eine Frau gegangen. Das war Mutter Rutheni, so hieß Annemariens Mütterchen im ganzen Dorfe bei den Leuten. Sie hatte ein graues Kleid an, eine schneeweiße Mütze auf und trug einen Handkorb, in welchem sie eben Hemden weggetragen hatte, die sie für die Leute im Dorfe genäht hatte. Mutter Rutheni war eben so fleißig, wie ihre Annemarie, und verdiente sich mit den genähten Hemden das Geld, von dem sie sich und Annemarien Röcke, Strümpfe und Schuhe kaufte.

Wie Margarethe und Annemarie sie sahen, liefen sie auf sie zu, und Mutter Rutheni freute sich, daß Margarethe gekommen wäre.

»Wir haben schon lange auf dich gewartet, liebe kleine Margara,« sagte sie, »und die schönen reifen Pflaumen auf unserm Baume wären beinah abgefallen, weil du nicht kamst. Die haben wir ja für dich aufgehoben. Nun müßt ihr geschwind in Garten gehen, und sie abschütteln, Annemarie, und stecke auch Margarethens Täschchen davon voll.«

Dieſe ſprang an Mutter Rutheni voller Vergnügen in die Höh', gab ihr einen Kuß und ſagte: »o Mutter Rutheni, du biſt gar zu gut!«

Die kleinen Mädchen liefen durchs Gras zu dem Pflaumenbaum. Annemarie konnte ſchon tüchtig ſchütteln, und plum! plum! plum! fielen die gelben Pflaumen, ſo groß wie die Eier, um Margarethens Kopf herum ins weiche Gras. Die Mädchen ſchrieen vor Vergnügen und lachten. Sie ſammelten die Pflaumen in die Schürze, und Annemarie brachte Margarethen die ſaftigſten, die ſie ſich prächtig ſchmecken ließ.

»Iß du nur, mein Margretchen,« ſagte das gute Mädchen, »ich habe noch genug, ich werde mir ſchon morgen wieder welche ſchütteln,« und packte Margarethens Taſchen voll.

Mutter Rutheni ſaß vor der Hausthür auf der weißen Holzbank und las in einem großen Buche. Sie ſagte, Annemarie ſollte Margarethen wieder zu Hauſe bringen. Sie lies den Wilhelm ſchön grüßen, und ſchickte ihm auch welche von den großen Pflaumen.

Die Thierbude.

Mimi's Mutter hatte eines Morgens viel zu thun.

»Mimi,« ſagte ſie, »ich kann heute nicht bei euch in der Stube bleiben. Ich verlaſſe mich aber auf dich, daß du ſelbſt verſtändig biſt, nichts Unartiges machſt, auf deinen Bruder Acht giebſt, daß er nicht auf den Tiſch klettert, oder wohl gar auf das Fenſterbrett, und nichts von den Sachen auf der Etagère anfaßt, die er zerbrechen könnte. Spielt mit einander ganz artig, meine Kinder.«

Mimi verſprach der guten Mutter, das zu thun. »Geh du nur, meine Mama,« ſagte ſie, »ich werde ſchon für Carl ſorgen.«

Die Kinder hatten einen ſchönen großen Baukaſten. Mimi ſpielte eigentlich lieber mit den Puppen; ſie hatte ihnen heute noch nicht Suppe gekocht, was ſie ſonſt alle Tage that. Aber ſie wußte, daß der kleine Carl beim Puppenſpiel nicht lange aushielt; entweder wurde er gräm-lich, denn die Jungens machen ſich aus den lieben Puppen nichts, oder er zerrte ſie in der Stube herum, wobei die reinen Kleider der Puppe Cäcilie ſchon neulich ganz beſchmutzt waren. Mimi rückte alſo den Baukaſten vor Carl hin, ſchüttete ihn aus, daß die langen und kurzen Stückchen alle herausfielen, und ſagte: »komm mein Carl, wir wollen Häuſer bauen.«

Sie fing gleich ſelbſt an, lange Stücke in ein Viereck zu legen, und

Säulen darauf zu ſtellen, um das Dach darauf zu ſetzen. Carl baute eine Brücke. Das ging ſo eine Weile. Aber auf einmal fiel es ihm ein, daß er Mimi's Haus auch mit bauen wollte. Ehe ſie's ſich verſah, kam er dazwiſchen gefahren, und bauz! da lag das ganze Haus zuſammengeſchurrt!

»Oh! Oh!« rief Mimi, »Carl, nun haſt du mein Haus verdorben! Du wollteſt ja die Brücke bauen, du biſt ja recht unartig.«

Der kleine Carl meinte es nicht böſe, aber er war unbändig, und warf gern Alles untereinander, wie es die Knaben wohl thun. Er lachte und kreiſchte, und dachte gar nicht daran, daß er ſeiner Schweſter was zu Leide thue.

Das verdroß Mimi gar ſehr und noch mehr. Sie bekam die Thränen in die Augen, wollte eben das Brüderchen beim Arme nehmen, und es von ihrem Platze geſchwind wegbringen.

Da fiel es dem guten Mädchen aber ein, daß die Mutter geſagt hatte: du mußt mir dafür ſorgen, daß Carl artig bleibt, ich verlaſſe mich auf dich, und daß er gewiß anfangen würde, zu ſchreien und unbändig zu ſein, wenn ſie heftig würde. Sie wollte ihre Mutter ja gewiß nicht betrüben. Sie nahm ihr Schnupftuch aus der Taſche, und wiſchte und rieb ſich die Augen, und zwang ſich freundlich zu ſein.

»Carl,« ſagte ſie ſanft, »man muß ja die Häuſer nicht wieder zunichte machen, die man gebaut hat.«

»O das ſchadet nichts,« ſagte Carl, »wir bauen's wieder.«

»Ja,« ſagte Mimi, »aber ich werfe dir ja deine Brücke auch nicht untereinander. Soll ich denn das auch thun?«

»Nein, nein,« ſchrie der kleine wilde Carl.

»Komm,« ſagte die gute Mimi, »ich will dir helfen deine Brücke bauen, und du ſollſt mir helfen mein Haus wieder bauen, aber Carl, dann mußt du mir's auch nicht wieder umwerfen. Hörſt du?« und dabei ſtreichelte ſie ſein Geſicht.

»Artig ſein, gute Mimi,« ſagte Karl, ſtreckte ſein kleines Mäulchen vor, und gab Mimi einen Kuß.

Auf einmal klingelte es an der Hausthür. Mimi lief, um aufzumachen. Siehe da, es war der Onkel Ernſt mit ſeinem Hermann. Dieſer war einige Jahre älter als Mimi, er hatte ſeine Couſine ſehr lieb, und brachte ihr oft ein Spielzeug oder ſonſt etwas mit, denn er kaufte der Mimi lieber etwas von dem Gelde, was ihm ſein Vater manchmal in den Geldbeutel ſteckte, als für ſich ſelbſt.

»Wo iſt deine Mama?« fragte der Onkel. »Ich will ſie um etwas fragen. Wie geht es euch denn, du kleine Mimi? Ich bin bei Margarethe, deiner Couſine und bei Wilhelm geweſen, ſie laſſen dich ſchönſtens grüßen, Mimi.«

»Ei! ich danke, mein guter Onkel,« ſagte Mimi, »werden ſie denn nicht bald zu mir kommen?«

»Das weiß ich nicht, Mimi,« ſagte der Onkel, »aber ſie laſſen dir ſagen, du und Carl ſolltet doch ja recht bald nach Ilmenau kommen.«

Mimi lief geſchwind zu ihrer Mutter. Onkel Ernſt bat, daß ſie Mimi erlauben möge, mit ihm und Hermann zu den wilden Thieren zu gehen. Die Mutter war's wohl zufrieden. Mimi ſetzte geſchwind ihren Hut auf, die Mutter nahm den kleinen Carl mit ſich, und Onkel Ernſt ſpazierte mit Hermann und Mimi vor das Thor in die Thierbude.

Zuerſt gingen ſie zu dem Elephanten. Das war ein großes Thier! Er hatte vier dicke kurze Beine, und trampelte von einem Beine auf das andere; er hatte gar keine Ruhe. Sein Rücken reichte hoch herauf bis an die Querbalken der Thierbude, er hatte zwei große krumme Zähne, und dazwiſchen hing ſein langer Rüſſel bis auf die Erde. Unter dem Rüſſel ſteckte ſein Maul. Der Mann, dem der Elephant gehörte, ſtellte eine Flaſche Wein vor ihm hin. Das bemerkte er ſogleich mit ſeinen kleinen klugen Augen, er war ſo geſchickt mit dem langen Rüſſel, daß

er damit den Stöpsel aus der Flasche herausziehen konnte. Dann brachte er mit dem Rüssel die Flasche bis ans Maul, und trank sie rein aus. Das amüsirte Hermann und Mimi sehr.

Es war auch noch ein großer Löwe da, aber der Elephant war doch viel größer. Der Löwe hatte ein schönes dunkelgelbes Fell, sehr große Tatzen, einen breiten Kopf mit großen Augen. Er sah sehr wild aus. Dieser gefiel Hermann sehr gut, aber Mimi war etwas furchtsam, sie hielt sich immer an dem Onkel Ernst fest, obgleich der Löwe, der Tieger und der Bär in großen Kästen mit festen eisernen Gittern eingesperrt waren, und Mimi recht gut wußte, daß sie nicht heraus konnten. Viel besser gefielen ihr eine Menge Affen, weil sie possirlich in ihren Käfigen herumsprangen, wenn sie auch schon häßliche Gesichter hatten. Der Onkel Ernst nahm einige Aepfel aus der Tasche, und gab sie den Affen zu fressen. Danach waren sie ganz begierig; einer haschte die Apfelstückchen dem andern weg, hielt sie mit dem Vorderpfoten fest, und fraß sie auf.

Aber das Schönste in der Bude war ein Lama. Das Thier war so sanft und gut, Mimi hielt ihm einen Apfel hin, den es ihr aus der Hand wegnahm, ohne Mimi nur zu berühren. Mimi streichelte sein seidenweiches Fell von langen weichen hellbraunen Haaren, und das Lama stand so still, während der Wolf, der Bär und der Löwe immer hin und her trampelten.

Onkel Ernst aß mit Hermann den Mitttag bei Mimi's Eltern. Es war unterdessen ein kleines Mädchen gekommen, die Mimi hatte besuchen wollen. Sie hieß Mathilde. Mimi's Mutter war oft mit Mathildens Mutter zusammen, und die kleinen Mädchen spielten gern mit einander. Damit nun Mimi ihre kleine Mathilde doch auch sehen sollte, hatte die Mutter Mathilden zu Tische da behalten.

Der gute Papa kam recht müde zu Hause. Er hatte den ganzen Morgen die Soldaten exerciren müssen, und freute sich sehr, daß sein

Bruder, der Onkel Ernſt, da war, um in Ruhe ſich mit ihm unterhalten zu können.

Hermann, Mimi und Carl durften bei Tiſch keinen Lärm machen, weil der Vater das nicht gern mochte. Aber heute Mittag war es doch recht lärmig.

Die kleine Mathilde nämlich ſaß nicht ſo ſtill wie Mimi; bald ſprang ſie von ihrem Stuhle herunter, bald kletterte ſie wieder herauf. Dann ſtand ſie vom Tiſche auf und lief in der Stube herum, und ſprach und ſchrie ſo laut, daß der Papa und der Onkel Ernſt einander nicht verſtehen konnten. Zuletzt mußte Mimi's Mutter Mathilden gar vom Fenſterbrett herunterholen, wo hinauf ſie geſtiegen war, und nicht wieder herunter konnte.

Nach Tiſch tranken die Eltern mit dem Onkel Ernſt im andern Zimmer Kaffee.

»Was machen denn die Kinder?« fragte der Papa die Mama.

»Sie ſpielen recht artig mit einander,« antwortete ſie. »Ich habe den Mädchen allerlei zum Kochen gegeben, ſie haben die Puppen ausgekramt, Hermann erzählt Carln Geſchichten aus ſeinem Bilderbuche, und läßt ihn auf ſeinem Pferde reiten.«

»Nun das iſt recht ſchön. Aber ich muß geſtehen, die kleine Mathilde iſt mir doch zu unartig bei Tiſch. Du thuſt beſſer, meine liebe Frau, ſie nicht wieder einzuladen.«

»Es iſt wahr,« ſagte der Onkel, »ſie iſt ſo wild, wie der wildeſte Junge. Man muß ihr Hoſen anziehen, und ihr eine Trompete anhängen, dann kann ſie Soldat werden, und auf der Gaſſe exerciren.«

Als Mimi des Abends wieder allein bei ihrem Vater ſaß, erzählte ſie ihm von Allem, was ſie in der Thierbude geſehen hatte.

»Das waren ſehr wilde Thier, lieber Papa,« ſagte ſie. »Es war

gut, daß ſie eingeſperrt waren. Laufen denn die aber in den großen Wäldern herum, durch die wir fahren müſſen, wenn wir nach Ilmenau fahren?«

»Nein, meine gute Mimi, hier in unſerm Lande leben keine von den wilden Thieren, die du heute geſehen haſt. Der Mann, dem ſie gehören, hat ſie in einem Schiffe über das Meer herfahren laſſen, um ſie den Leuten hier zu zeigen und ſich damit Geld zu verdienen.«

»Papa, du haſt mir ſchon einmal geſagt, wie die Länder heißen, die hinter dem großen Waſſer, dem Meere ſind, wo die wilden Thiere leben. Bitte, ſage ſie mir noch einmal.«

»Der Elephant, meine Mimi,« ſagte der Vater, »iſt wahrſcheinlich aus Aſien hergekommen, der Tieger und der Löwe aus Afrika, und das Lama, das du ſo lieb haſt, iſt aus Amerika. Wenn du größer biſt, wirſt du eine ſchöne Geſchichte von einem Lama leſen. In Afrika giebt es ſchwarze Menſchen, die Neger heißen, du haſt auch ſchon einen geſehen, Mimi.«

»Ja,« ſagte Mimi, »den ſchwarzen Prinzen, Väterchen, der neulich bei Mathildens Mutter war, und mir Bonbons ſchenkte.«

»Ganz richtig,« antwortete der Vater. »In Afrika ſind ſehr ſandige große Länder, wo keine Menſchen wohnen, weil kein Korn und kein Gras dort wächſt. In dieſen Ländern wohnen die Löwen und die Tieger. Die Neger gehen gegen ſie auf die Jagd, und erlegen viele davon.«

»Doch nun geh' zu Bette, Mimi, gute Nacht, gute Nacht.«

Die Tante Eliſe.

Als Margretchen eines Morgens in das Zimmer kam, ſaß eine Dame bei ihrer Mama. Sie hatte einen weißen Hut auf, und eine ſchwarze Mantille um, aber Gretchen wußte nicht, wer ſie war, denn ſie ſaß mit dem Rücken gegen die Thür. Wie ſie Margarethen aber kommen hörte, wendete ſie ſich um, und nahm ſie in die Arme.

»Tante Eliſe,« rief Gretchen und ſchlang die kleinen Arme um ihren Hals, »liebe gute Tante Eliſe! wo biſt du denn ſo lange geweſen? warum biſt du nicht ſchon eher gekommen? Wilhelm! Wilhelm! Tante Eliſe iſt da!«

Wilhelm kam geſchwind herzugelaufen. Die Tante erzählte ihnen, daß ſie früh von der Stadt weggefahren ſei, denn ſie habe es nicht erwarten können, ſie wieder zu ſehen.

Nun trank ſie Kaffee mit der Mama, und Margarethe ſetzte ſich dicht neben ſie, um auch Milch und Brod zu frühſtücken. Sie hatte die Tante ſehr lieb, denn ſie war ſo gut und freundlich, und erzählte ihr oft kleine Geſchichten. Die Tante pflegte auch den Kindern Etwas mitzubringen, und Margarethe liebte darum den Strickbeutel der Tante ebenfalls. Heute lag er auch neben ihr, und es ſah aus, als wäre er recht voll geſtopft. Aber die Kleine war beſcheiden, ſie fragte

nicht etwa: »Hast du mir was mitgebracht?« Sie setzte sich still an den Tisch. Da dauerte es gar nicht lange, so zog Tante Elise eine große Tüte voll Chocoladenplätzchen aus dem Beutel, mehre schöne Pfefferkuchen, und außerdem noch zwei kleine Päckchen. Wilhelm und Gretchen freuten sich nicht wenig, als sie das Naschwerk an sie vertheilte. Nun wickelte sie ein Päckchen los. Ei, es war ein schönes Taschenmesser, ja, auf der andern Seite entdeckte Wilhelm auch noch ein Federmesser.

»Ich weiß,« sagte sie, »Wilhelm ist schon geschickt im Schreiben, und schneidet seine Federn selbst. Darum habe ich ihm das Messer mitgebracht.«

»O gute Tante,« rief Wilhelm erfreut, »ich danke tausendmal! Ein solches Messer habe ich mir recht gewünscht.«

»Und Margarethe ist nun auch schon verständig,« fuhr sie fort, »sie schneidet sich nicht mit einer Scheere. Willst du diese wohl haben, Gretchen?«

Ei, wie freute sich Margarethe, sie hatte noch keine eigne Scheere gehabt. Sie bot die Mama um Erlaubniß, von dem rothen Papiere, was diese ihr gegeben, mit der Scheere etwas ausschneiden zu dürfen. Als sie hinaus ging, zeigte sie Agnes die schöne Scheere mit lautem Jubel. Agnes freute sich mit ihr, und sagte: »Ei, die Scheere kannst du lange noch haben, wenn du groß bist, du mußt sie nur ja nicht verlieren und schön aufheben.«

»Nein, nein,« rief die Kleine. »Was denkst du, Agnes? Ich werde ja meine liebe Scheere nicht verlieren.«

Damit lief sie vor das Haus, setzte sich auf die Bank, und fing an, kleine Häuser auszuschneiden. Sie hatte noch nicht lange da gesessen, so kam ein Mann mit zwei Eimern gegangen. Es war der Kuhknecht, der alte Laas. Das war ein gar närrischer Mann. Er trug gewöhnlich eine lange rothe Weste, und eine blaue Pelzmütze auf dem

Kopfe. Margarethe und Wilhelm hatten ihn lieb, denn er ſang ihnen immer luſtige Liederchen vor. Er hatte Hundeſuppe in den Eimern, die er den großen Jagdhunden vom Papa bringen wollte.

»Singe mir b=e be! alter Laas,« rief ihm Gretchen zu. »Deine Hunde können ein bischen warten.«

Da ſetzte Laas das Futter hin, rückte ſeine Pelzmütze auf die Seite, und fing an zu ſingen:

Wär ich doch ein Vögelein, be oh=boh!
Wollt ich zu Margretchen rein! be eh=beh!
Doch ich wäre kaum im Haus, be oh=boh!
Flög' ich wieder zum Fenſter 'naus, be uh=buff.

Dabei machte der luſtige Laas lauter närriſche Geſichter. Das amüſirte Margretchen ſehr. Sie wollte gern zuſehen, wie die großen Hunde gefüttert würden, und lief mit Laas an den Hundeſtall. Da kamen Nero und Diane zu ihr heran, wedelten mit dem Schwanze, und leckten ihre Hände. Laas holte auch kleine Kaninchen herbei, die nahm Margarethe auf ihren Arm, und ſtreichelte ihr weißes Fell, und die zahmen Thierchen ſahen ſie mit ihren rothen Augen freundlich an.

Nun fiel es aber Gretchen ein, daß ſie ihre Scheere und die ausgeſchnittenen Papierhäuſer noch vor der Thür gelaſſen hatte. Sie lief geſchwind an die Bank. Aber o weh! da war keine Scheere und kein Papier mehr zu ſehen! Der kleine Haushund hatte eben noch die Hühner von der Bank weggebellt, die herauf geflogen waren, und dort nach Würmern im Sande geſcharrt hatten. Dabei mochte die Scheere herunter gefallen, und im Sande verloren gegangen ſein. Ueberall ſuchte Gretchen die Scheere — ſie konnte ſie nicht finden.

»Meine Scheere! meine neue Scheere!« rief das arme Kind, »Agnes, Agnes, hilf mir! meine Scheere iſt fort.« Agnes kam grade aus dem Hauſe, und half ſuchen, aber die Scheere war nicht zu finden. Da fing Gretchen bitterlich an zu weinen, lief zur Mutter, und klagte dieſer ihre Noth.

Die Mutter war auch recht betrübt darüber. Aber ſie ſagte: »Sieh, Gretchen, das kommt davon, wenn man ſo faſelig iſt, und an nichts denkt. Du hätteſt wohl mit Laas zu den Kaninchen gehen können, aber du hätteſt deine Scheere erſt aufheben müſſen in deinem Nähkäſtchen. Nun kannſt du kein buntes Papier mehr ausſchneiden.«

Wilhelm war mit ſeinen Sachen viel ordentlicher als ſeine kleine Schweſter. Er hatte das ſchöne Meſſer immer in der Taſche, und brachte der Mama zwei Schreibfedern, die er mit demſelben geſchnitten hatte. Des Nachmittags, als die Kinder Aepfel bekamen, konnte er ſie mit dem andern Meſſer ſchälen, und ſich im Garten Weidenruthen abſchneiden. Als er ſchon viel größer geworden war, hatte er immer das ſchöne Meſſer noch.

Mädchen und Knaben.

Es hatte den ganzen Tag geregnet.

Die Mama saß mit Tante Elise im Saale, und beide nähten fleißig. Der Papa trank Kaffee mit ihnen, rauchte eine Cigarre, und erzählte dabei seiner kleinen Margarethe eine Geschichte von einem Jäger. Da brachte der Bediente Friedrich die Posttasche herein, die der Stadtbote ihm eben gegeben hatte. Die Mama machte die Tasche auf, und zog die Zeitungen heraus, die gab sie dem Papa. Aber es war auch noch ein Brief darin.

»Ah das ist ein Brief vom Onkel Ernst,« sagte sie vergnügt, und brach ihn auf, »er will uns wohl wieder besuchen.« Als sie aber an zu lesen fing, wurde sie traurig, denn der Onkel Ernst schrieb, daß er nicht kommen könnte. Hermann wäre sehr krank geworden. Da waren sie Alle betrübt. Es wurde verabredet, daß die Mama mit Tante Elise zu dem Onkel und dem armen kranken Hermann fahren sollten, gleich den andern Morgen.

»Mama, soll ich auch mit fahren?« fragte Gretchen. »Nein, mein Töchterchen,« antwortete die Mama. »Kinder machen bei einem Kranken zu viel Lärm, ich kann dich morgen nicht mit nehmen. Aber wir wollen Mutter Rutheni bitten, daß du zu ihr gehen darfst.«

»Darf ich den ganzen Tag bei Annemarie bleiben Mama?« fragte Gretchen, und die Mutter war das zufrieden. Sie packte geschwind noch schönes Eingemachtes für Hermann ein, und fuhr den andern Morgen ganz früh mit Tante Elise fort.

Gretchen ließ sich artig anziehn, und ging erst zu Herrn Reinhard, denn sie hatte angefangen, das Lesen zu lernen, und ging alle Tage eine Stunde lang bei Herrn Reinhard in die Schule. Wilhelm saß fleißig und schrieb lateinisch. Herr Reinhard zeigte ihr einige neue Buchstaben, die sie noch nicht kannte, und Gretchen konnte sich diese sehr gut merken.

»Wenn Gretchen so fleißig ist,« sagte Herr Reinhard freundlich, »so wird sie bald die schönen Geschichten selbst lesen können, welche ihr die Mama aus dem braunen Buche manchmal vorliest.«

Nun ging Gretchen zu Mutter Rutheni. Annemarie saß vor der Thür und strickte. Sie sprang Gretchen entgegen und sagte, daß sie schon lange auf sie gewartet hätte. Dann nahm sie sie bei der Hand, und führte sie zu Mutter Rutheni. Diese war grade in der Milchkammer. Sie hatte eine weiße Schürze vor, und nahm mit einem großen Löffel die Sahne von den Milchschalen ab.

»Nun,« sagte sie, »das ist schön, Gretchen, daß du endlich da bist. Hier steht schon lange ein frisches Glas Milch für dich, und wenn du es getrunken hast, wird Annemarie mit dir in den Garten gehen, und Bohnen pflücken. Das thust du ja so gern, nicht wahr?«

Die kleinen Mädchen sprangen vor Freude.

Gretchen sah aber erst zu, wie Mutter Rutheni die Sahne von der Milch abschöpfte. Die beiden Kühe von Mutter Rutheni wurden alle Tage gemelkt, und dann die reine weiße Milch in braune Schalen ausgegossen. Wenn sie einige Zeit ruhig auf dem Tische in der kühlen Milchkammer gestanden hatten, konnte Mutter Rutheni das Dicke von der Milch, was man Sahne nennt, abschöpfen. Diese füllte sie dann

ins Butterfaß, und ihre Magd mußte so lange buttern, bis die Butter fertig war.

Die Magd kam eben von der Wiese, wo sie Gras für die Kühe geholt hatte. Gretchen lief ihr nach in den Kuhstall. Da standen die beiden braunen Kühe, und schrieen gar gewaltig: Muh! Muh! Sie merkten schon das grüne Futter, was die Magd ihnen eben in die Krippe schüttete; darauf fingen sie begierig an, es zu fressen.

Nun stellte sich die Magd an das Butterfaß, und machte immer: Butter=di! butterdi!

Aber Annemarie und Gretchen nahmen zwei Körbe, banden sich graue Gartenschürzen vor, und gingen in den Garten an das Bohnenbeet. Ei, wie viel Bohnen waren hier gewachsen! Die Bohnenstauden hatten große grüne Blätter, und unter den Blättern hingen die langen grünen Bohnen. Im Frühjahr, als der Schnee weggegangen war, und die Sonne warm schien, hatte Mutter Rutheni mit Annemarie die weißen Böhnchen selbst in das Beet gelegt.

Annemarie und Gretchen machten sich fleißig darüber her. Sie pflückten die Bohnen in die Schürze, und wann diese voll war, schütteten sie sie in die Körbe aus. Es war recht heiß, aber das hielt sie nicht ab, sie pflückten und pflückten immer darauf los, und nach einer Stunde hatten sie beide Körbe gefüllt.

»Nun,« sagte Mutter Rutheni, die eben den Gang herunter kam, »ich komme wohl zu spät, meine fleißigen Mädchen sind ja schon fertig.«

»O Mutter Rutheni,« rief ihr Gretchen zu, »du brauchst dich gar nicht zu bücken, wir haben das ganze Beet abgepflückt.«

Da freute sich Mutter Rutheni über die vollen Körbe, und die beiden Mädchen mußten nun zu Tische kommen. O sie waren auch von der Arbeit recht hungrig geworden. Mutter Rutheni hatte Margarethens

Lieblingsgericht bereitet, das waren braune Plinze. Zuerst brachte die Magd eine Bierkaltschale mit kleinen Rosinen, dann kam die Schüssel mit Plinzen, die so groß wie ein Teller waren; Mutter Rutheni hatte ein Stück von der frischen Butter dazu hereingeholt, welche die Magd den Morgen gebuttert hatte, und Gretchen wiederholte ein Mal über das andre: »O Mutter Rutheni, deine Plinze schmecken gar zu gut! du gutes Mütterchen hast sie so prächtig gebacken. Sie schmecken mir viel besser als Braten.«

»Das macht, daß du so fleißig Bohnen gepflückt hast, Margretchen,« sagte Mutter Rutheni, »arbeiten macht Appetit.« Nun holte sie den Kindern noch große rothbackige Sommeräpfel herein, und von den gelben Pflaumen den letzten Vorrath.

Den Nachmittag war es sehr heiß. Mutter Rutheni setzte sich mit Annemarie und Gretchen in die große schattige Laube. Sie schnitten die Bohnen, welche des Morgens gepflückt waren. Dann wurden sie gesalzen, und in eine großen Topf gelegt, damit sie im Winter gekocht werden konnten. Mutter Rutheni gab Margretchen ein kleines Messer, und sie zog damit die Bohnen recht geschickt ab, ohne sich zu stechen.

Da hörten sie mit einem Male ein jämmerliches Weinen vor der Gartenthür. »Horch nur!« sagte Annemarie, »was ist denn das?«

Die beiden Mädchen liefen geschwind vor den Garten. Unter der großen Linde spielten eben mehre Knaben Ball. Der kleine Martin, das Söhnchen von Nachbar Bosse, hatte auch Ball gespielt, und den seinigen hoch in die Luft geworfen, um ihn wieder zu fangen. Aber siehe, da lag Martin und war über einen großen Stein so an die Gartenmauer geschlagen, daß er eine große Beule an der Stirn hatte.

Die gute Mutter Rutheni half ihm aufzustehen, und versuchte, ob er keinen Arm oder kein Bein gebrochen hätte.

»Gott sei Dank,« sagte sie, »du hast ja nur eine Beule an der Stirn, das wird sich schon wieder geben. Komm nur mit uns ins Haus, Martin, kaltes Wasser ist das Beste.«

Da sprang Annemarie geschwind voran, und holte einen Topf voll Wasser. Mutter Rutheni nahm einen Schwamm, und drückte wiederholt das kalte Wasser sachte auf Martins Stirn. Da hörte er auf zu weinen, die Stirn that ihm nicht mehr so weh. Dann nahm Mutter Rutheni noch ein Leinwandtüchelchen, tauchte es in das Wasser, und band es ihm fest um den Kopf. Dabei sprach sie ihm gut zu, und tröstete ihn, daß es bald wieder ganz gut sein werde.

Der kleine Martin sagte: »Gute Mutter Rutheni, ich danke dir, daß du so gut bist, und mein Stirn verbindest.«

»Das thue ich sehr gern,« sagte Mutter Rutheni, »denn ich weiß, daß du ein guter Junge bist. Aber sage mir doch, wie ist es gekommen, daß du so schlimm gefallen bist?«

Martin sagte immer die Wahrheit. Da erzählte er denn mit weinerlicher Stimme, daß seine Schulkameraden, Paul und Lambert, mit einander Ball gespielt hätten; er, der kleine Martin, habe auch mit spielen wollen, und da sie ihm ihre Bälle nicht gleich hätten geben wollen, so hätte er den Ball von Lambert, der an die Erde gefallen wäre, weggenommen, und sei damit davon gerannt, um die Andern zu necken. Da wären aber Paul und Lambert ihm nachgelaufen, hätten sich mit ihm gebalgt, und ihm den Ball wieder weggenommen. Dabei sei er mit der Stirn an die Gartenmauer geschlagen.

»Siehst du, Martin,« sagte die verständige Annemarie, »was dabei heraus kommt, wenn du die Andern neckst.«

»Ja,« sagte Mutter Rutheni, »es wäre viel besser gewesen, wenn du Lambert um den Ball gebeten hättest, Lambert ist wohl wild, aber er hätte es am Ende gethan.«

»Du armer Martin!« ſagte die kleine Margarethe und gab ihm mitleidig die Hand.

»Aber daß Lambert und Paul weggelaufen ſind, und haben Martin liegen laſſen, das iſt recht häßlich von ihnen,« ſagte Annemarie.

In dem Augenblick ging die Thür auf; ein Knabe ſteckte den Kopf herein, und zog ihn geſchwind wieder zurück.

Annemarie ging an die Thür, um zu ſehen, wer da ſei. Da ſtanden zwei Knaben im Hauſe. Es waren Lambert und Paul. Sie waren wohl freilich erſt davon gelaufen, als Martin gefallen war, um weiter zu ſpielen. Da war's aber Lambert eingefallen, daß er dem armen kleinen Martin weher gethan haben könnte, als er gedacht hatte. »Paul,« hatte er geſagt, »wenn unſer Schulmeiſter das wüßte! der hat uns immer geſagt, daß wir Niemand weh thun ſollen, und der Martin hat ſich am Ende den Kopf blutig geſchlagen. Komm, wir wollen nach ihm ſehen.« Da waren nun beide an Mutter Rutheni's Thür gekommen, ſie hatten geſehen, daß Martin zu ihr hereingekommen war.

»Was wollt ihr?« fragte Annemarie die Knaben.

»Wir wollten fragen,« ſagte Lambert, »ob Martin bei euch iſt. Wir wollen wieder mit ihm ſpielen.«

»So?« ſagte Annemarie. »Das habt ihr auch nicht grade nöthig, ihr wilden Jungens, nachdem ihr den armen Martin an die Mauer geworfen habt, daß er eine große Beule hat.«

Mutter Rutheni kam an die Thür, und da ſie Lambert betrübt daſtehen ſah, ſo ſagte ſie:

»Nun, laß ſie nur herein, Annemarie. Es iſt ganz geſcheut von ihnen, daß ſie herkommen, um nach dem Martin zu fragen. Kommt herein und ſeht ſelbſt, wie es ihm geht.«

Da kamen Lambert und Paul herein. Als Lambert ſah, wie Martin den Kopf verbunden hatte, und daß ſein Auge ganz dick und roth war, ging er auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und ſagte: »Martin,

haſt du noch Schmerz? Es thut mir leid, daß du ſo mit dem Kopf aufgeſchlagen biſt, ſei mir nicht böſe, Martin.« Und Paul kam auch, und ſagte: »Hier iſt mein Ball, Martin, ſpiele morgen damit.«

Als Martin ſah, wie Lambert und Paul ſo freundlich waren, ſagte er: »Meine Stirn thut mir noch recht weh, aber ich will's dir vergeben, Lambert, und dir auch, Paul, und ich will auch nicht wieder necken.«

Das freute Mutter Rutheni.

»Das iſt ſchön von euch,« ſagte ſie, »daß ihr euch wieder vertragt. Ich konnte mir's auch gleich nicht denken, daß Lambert und Paul gar nicht nach Martin fragen würden, und hatten ihm doch ſo weh gethan. Aber ſeid auch vernünftiger unter einander für ein ander Mal, du Lambert biſt der Aelteſte, und ſollſt immer dafür ſorgen, daß den Kleinern kein Leid geſchieht.«

Die Knaben hörten der Mutter Rutheni ſtillſchweigend zu, alle Kinder im Dorfe hatten Mutter Rutheni lieb, und die Knaben verſprachen ihr, von nun an verſtändiger zu ſein. Darauf ſchickte ſie Martin mit Annemarie zu ſeiner Mutter, und ging mit Margretchen wieder in die Laube. Annemarie kam bald zurück, und ſagte, Martins Mutter laſſe der Mutter Rutheni tauſendmal danken, daß ſie Martin ſo geholfen habe.

Nun ſchnitten ſie noch fleißig Bohnen. Als ſie fertig waren, ſagte Mutter Rutheni:

»Nun ſollt ihr lieben fleißigen Mädchen auch ein ſchönes Vesperbrod bekommen. Hole doch Brod, Butter und Honig aus der Speiſekammer her, Annemarie, Gretchen muß ein Honigbrod eſſen.« Das ließ ſich Annemarie nicht zweimal ſagen. Geſchwind ſprang ſie hin, holte Alles her, Mutter Rutheni ſchnitt Butterbrod, und that dicken gelben Honig darauf. O das war ein rechter Schmauß.

Gretchen kam ſehr vergnügt nach Hauſe, und wurde noch vergnügter, als ihre liebe Mutter und Tante Eliſe ihr ſchon entgegen kamen. Hermann war nicht mehr ſo krank, und die Mama war deshalb bald wiedergekommen.

Der gute ſchwarze Mann.

Tante Eliſe ſaß unter den Akazien im Garten, und arbeitete. Da kam Margarethe auf ſie zu, ſie hatte mit den Puppen geſpielt, aber es war ihr langweilig geworden.

»Sage mir doch, gute Tante,« ſagte ſie, »was ſoll ich denn jetzt machen?«

»Ich denke, du ſpielſt mit den Puppen, Gretchen? Du wollteſt ja deine älteſte Puppe, die Iſidore, in dem Bilderbuche leſen lehren? Will ſie nichts lernen?«

»Ach ich habe ihr immer Be-a Ba vorgeſagt,« antwortete Margarethe traurig, »aber Iſidore antwortete mir nicht, ſie kann ja auch gar nicht ſprechen. Sie langweilt mich.«

»Ich will dir was ſagen, Gretchen,« ſagte Tante Eliſe, »du langweilſt dich, weil du den ganzen Morgen geſpielt haſt. Sieh, ich langweile mich gar nicht, und habe hier ſchon lange ganz allein geſeſſen, aber ich habe ſo fleißig genäht, daß mein Kiſſen bald fertig ſein wird. Hole doch dein Nähzeug her, ich will dir den Kreuzſtich zeigen, und wenn du recht aufmerkſam dabei geweſen biſt, bekommſt du eine ſchöne Geſchichte von mir erzählt.«

Das gefiel Gretchen. Sie holte ihr Nähkäſtchen herbei, ſetzte ſich neben die Tante, und gab ſo hübſch Achtung, daß ſie wirklich drei ordentliche Kreuzſtiche zuwege brachte, wenn auch die vielen andern, die ſie daneben machte, noch nicht ſo gut gerathen wollten. Da lobte die

Tante ihren Fleiß, und erzählte ihr die Geſchichte von dem guten ſchwarzen Mann.

Es war einmal ein kleines Mädchen, erzählte ſie, — das hieß Roſa. Ihr Bruder war der kleine luſtige Grundel. Das war gar ein poſſirlicher kleiner Burſche. Er machte Alles nach, was er ſah; einmal hatte er ein paar Tyroler tanzen ſehen, nun ſtämmte er ſeine kleinen Hände an ſeine Hüften, ſtampfte mit ſeinen Füßchen auf den Boden, wie es die Tyroler machen, und machte lauter komiſche Sprünge.

Roſa war auch ein luſtiges kleines Mädchen. Wenn ſie artig war, machte ſie ihrem Papa lauter närriſches Zeug vor. Sie ſtreckte die kleinen Arme aus, als wenn ſie Flügel wären, und that als wenn ſie wie ein Vogel fliegen könnte. Wenn der Papa Verſtecken mit ihr und dem kleinen Grundel ſpielte, ſo wußte ſie gewiß immer, wo der Papa zu finden war, und lachte und ſprang herum wie ein kleines Reh.

Einmal ging Roſa und Grundel mit ihrer Tante ſpazieren. Sie waren noch nicht weit gegangen, da kam ein Mann ihnen entgegen, der hatte ein ſchwarzes Geſicht und ſchwarze Hände, ſogar ſeine Jacke und Hoſen waren ſchwarz und rußig; er trug einen großen Beſen und eine Leiter.

Der kleine Grundel, der noch unverſtändig war, kroch hinter ſeine Tante, und rief: der ſchwarze Mann! der ſchwarze Mann! Roſa war ſchon verſtändiger, darum weinte ſie nicht, aber ſie faßte doch auch die Tante an die Hand, und wollte nicht mehr vor ihr herlaufen.

»Kleine Roſa,« ſagte die Tante, »weißt du denn noch nicht, daß der ſchwarze Mann ein ſehr guter Mann iſt? Er iſt ein Schornſteinfeger. Wenn er ſich ſcheute, ſo ſchwarz auszuſehen, ſo müßten wir am Ende in unſerm Hauſe Alle verbrennen. Wir wollen ihn doch einmal ordentlich anſehen.« »Guten Morgen, du guter Schornſteinfeger,« ſagte ſie, und gab dem ſchwarzen Mann die Hand. »Wo kommſt du denn her?«

Der schwarze Mann legte seinen Besen an die Erde, und war sehr freundlich.

»Ich komme von dem Hause da unten,« sagte er, »ich habe dort den Leuten die Schornsteine mit meinem Besen rein gekehrt. Es war so viel Ruß darin von dem Feuer, welches auf dem Heerd und in den Oefen brennt, daß der Schornstein wohl angebrannt wäre und das ganze Haus mit, wenn ich den Ruß nicht abgekehrt hätte. Ich bin freilich ganz schwarz dabei geworden, die Kinderchen fürchten sich wohl am Ende vor mir! Aber ich bin doch ein guter Mann, ich werde gleich in Rosa's Haus gehen, und die Schornsteine dort kehren, damit sie nicht auch mit verbrennt, wenn etwa Feuer auskäme.«

»Siehst du, Rosa, wie gut der Schornsteinfeger es mit uns meint? Wollte er dieses unsaubere Geschäft nicht verrichten, so wären wir Andern schlimm daran. Wir dürften keinen Ofen heizen, müßten in unsrer Stube im Winter frieren, und könnten kein warmes Essen auf dem Heerde in der Küche kochen, weil der Schornstein anfangen könnte, zu brennen.«

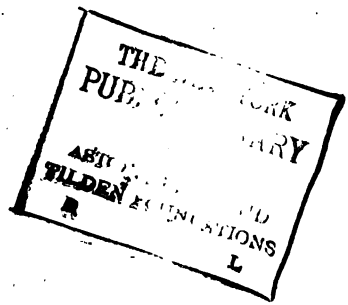
»Ja ich sehe sehr schwarz aus, kleine Rosa,« sagte der Schornsteinfeger. »Aber das hat nichts zu sagen; wenn ich mich mit Seife tüchtig wasche, werde ich wieder so weiß, wie andre Leute.«

Damit nahm er seinen Besen und seine Leiter, und ging weiter.

Die Tante aber und die Kinder gingen über die Wiese zu dem Bache. Sie pflückten dort Blumen. Die Tante ging mit ihnen auf die Brücke, die über den Bach führte, und zeigte ihnen, wie die kleinen Fische in demselben lustig hin und her schwammen, und im Sonnenscheine spielten. Rosa wollte ein Stückchen Brod aus einem Körbchen nehmen, um die kleinen Fische damit zu füttern. Sie hatte nämlich Brod herein gesteckt, und auch einen Geldbeutel, in welchen der Papa am Morgen ein blankes Viergroschenstück gethan hatte, das er Rosa schenkte. Ach wie erschrak aber Rosa!

Illustr. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Der gute schwarze Mann.


THE
PUB
ARY
TILDEN
L

Sie bemerkte jetzt erst, daß sie das Körbchen mit sammt dem Geldbeutel verloren hatte! Es war jämmerlich, wie betrübt Rosa darüber wurde, denn das Körbchen hatte ihr der Papa geschenkt, und das Geldbeutelchen hatte ihr die Tante erst neulich selbst gestrickt.

Sie ging schnell den Weg wieder zurück, der kleine Grundel immer hinter ihr drein, die Tante half auch suchen — Alles umsonst. Kein Körbchen war zu finden.

Endlich als sie schon nah am Hofe waren, sahen sie den Schornsteinfeger von weitem auf sich zu kommen. Er hielt etwas in der Hand hoch in die Höhe, und als er näher kam, erkannte Rosa, daß es ihr Körbchen war

Wer war vergnügter, als Rosa! Sie sprang zu ihm hin.

»Nun,« sagte er, »kleine Rosa? Das Körbchen gehört wohl dir? Ich habe es am Thorwege gefunden.«

Rosa nahm ihr Körbchen. Es war Alles in bester Ordnung, der Geldbeutel mit dem Gelde nebst dem Schnupftuch, das steckte Alles noch im Körbchen. Der ehrliche Schornsteinfeger hatte nichts daraus weggenommen.

Rosa dankte ihm tausendmal; der kleine Grundel kam auch herbei, und gab dem guten schwarzen Mann die Hand.

»Nicht wahr, liebe Tante, der Schornsteinfeger muß mit uns zu Hause gehen?« fragte Rosa. »Die Mama wird ihm gewiß was zu essen geben. Bist du hungrig, guter Schornsteinfeger? Und ich will dir auch gern was schenken.«

»Ich auch,« sagte Grundel.

Der schwarze Mann ging neben ihnen her bis in das Haus. Rosa lief schnell zu ihrer Mutter, und erzählte ihr, was geschehen war. Sie bat um Erlaubniß, dem guten Schornsteinfeger ihr Viergroschenstück zu schenken. Das erlaubte die Mutter gern. Sie gab Grundel auch einen Groschen und nun sprangen beide Kinder vor die Thür,

und legten ihr Geschenk in die schwarze Hand des Schornsteinfegers.

Dieser dankte ihnen sehr freundlich. Er sagte, daß er zu Hause auch zwei Kinder habe, und daß er ihnen was Hübsches mitbringen werde von dem Gelde, was Rosa und Grundel ihm geschenkt hatten.

Wenn die Kinder nun wieder einen Schornsteinfeger sahen, so fürchteten sie sich gar nicht mehr.

»Ei, Tante Elise, du kannst schöne Geschichten erzählen,« sagte Margarethe, als die Tante fertig war. »Bitte, bitte, erzähle noch ein kleines Bischen, und dann noch ein Bischen.«

»Ein andermal, mein Margretchen,« sagte die Tante. »Ich sehe den Friedrich kommen, er wird uns wohl zu Tisch rufen.«

Das Eiersuchen.

Die kleine Mathilde, welche neulich bei Mimi zu Tisch war, hatte auch eine Schwester, das muntre Clärchen. Als die beiden Mädchen einmal des Morgens ihren Thee tranken, kam ihre Mutter herein, und sagte:

»Kinder, ich will euch etwas erzählen, was euch viel Vergnügen machen wird. Heute Nachmittag kommt Mimi und Carl und noch andre Kinder zu euch, ich werde Chocolade kochen lassen, und ihr sollt Eier suchen.«

Wie das die kleinen Mädchen hörten, riefen sie: o das ist herrlich, o das ist prächtig, und tanzten fröhlich in der Stube herum.

»Nun müßt ihr aber auch Alles für eure kleinen Gäste hübsch in Stand setzen,« sagte die Mutter, »daß sie Alles zum Spielen bereit finden. Wie steht es, habt ihr aufgeräumt?«

»O ja,« sagte Clärchen, »in meiner Küche ist es ganz-ordentlich.« Und das war auch wahr. Es fehlte nicht ein Stückchen darin. Mathilde brachte den großen Puppenwagen herzu. Aber weil sie manchmal faselig und wild war, so hatte sie ihre Puppe ein paar Tage gar nicht angesehen. Sie hatte kein Kleid an, die Mütze lag daneben, und die Bettchen hatte Mathilde auf der Commode liegen lassen.

»Mathilde, Mathilde!« sagte die Mutter, »du hast wohl dein armes Püppchen gar nicht lieb, daß du sie so frieren läßt, und dich nicht um sie kümmerst?«

Da nahm Mathilde ihr Püppchen in Arm, und ſagte: »Komm du armes Kind, du ſollſt nicht frieren, ich will dich in dein Bett wickeln.«

Clärchen war eine ſehr gefällige Schweſter. Sie ſagte: »Was werden aber die fremden Kinder ſagen, Mathildchen, wenn deine Puppe nicht angezogen iſt? Da werden ſie dich auslachen.«

»O bitte,« ſagte Mathilde, »hilf mir ſie anziehen.«

Da nahm Clärchen aus Mathildens Commode Puppenwäſche, zog die Puppe reinlich an, ſetzte ihr ein roſa Hütchen auf, legte die Kiſſen in dem Wagen zurechte, und Mathilde ſetzte die Puppe herein, welche nun ganz ſtattlich ausſah.

Mathilde dankte ihrer guten Schweſter vielmals und ſagte: »Ich will dir auch heute meine Schachtel mit dem weißen Porzellanſervice borgen, die du geſtern gern haben wollteſt, du gutes Clärchen.«

»Na ja,« ſagte Clärchen, »ich will mit Mimi heute Nachmittag damit kochen ſpielen, aber ein andermal mußt du auch deine Puppe ſelbſt anziehen lernen, du kleines Mathildchen.«

Sie ſtellten und rückten nun noch all' ihr Spielzeug für ihre Gäſte zurecht, und konnten es gar nicht erwarten, daß es Nachmittag werden ſollte.

Es hatte auch kaum vier Uhr geſchlagen, ſo kamen Mimi und Carl, und eine Menge kleiner Knaben und Mädchen an.

Vetter Ernſt war auch mit eingeladen, und als ſie Alle beiſammen waren, trat auch noch ein anderer Vetter herein. Der war ſchon groß, hatte einen blauen Rock mit einem rothen Kragen, und einen Degen an der Seite hängen.

»Vetter Fritz! Vetter Fritz!« riefen Mathilde und Clärchen, und liefen auf ihn zu. »Du mußt heute auch mit uns ſpielen, du mußt auch Chocolade mit uns trinken.«

Vetter Fritz war ſehr freundlich mit ſeinen kleinen Couſinen, wenn er gleich ſchon ein großer Soldat war. »Nun ja,« ſagte er, »deswegen

bin ich heute grade gekommen, daß ihr mir nur nicht etwa alle Chocolade wegtrinkt, ihr kleinen losen Cousinen.«

Es dauerte nicht lange, so kam der kleine Carl herbei, und zupfte an dem Degen des Vetter Fritz. Er wollte ihn durchaus selbst haben. Vetter Fritz that ihm wirklich den Gefallen, er schnallte den Degen ab, und zeigte Carl, wie blank er war. Aber er war auch sehr scharf, Carl hätte sich bald damit geschnitten, wenn Vetter Fritz ihn nicht weggelegt hätte. Nun kletterte der kleine Carl auf ihm herum, freute sich über die blanken Knöpfe auf seinem Rocke, und klopfte ihm zärtlich die Backen.

Vetter Fritz war bei den kleinen Mädchen sehr beliebt. Bald schnitt er ihnen kleine Männer aus, und bald pfiff oder sang er ihnen etwas vor.

Clärchens Mutter machte die Thür vom Saale auf. Die Kinder durften herein laufen, und nun war ein schöner Rumor! Vetter Fritz und Ernst spielten Haschen mit ihnen, dann blinde Kuh. Ein kleines Mädchen, die Aurora hieß, war die blinde Kuh. Vetter Fritz hatte ihr ein Tuch um die Augen gebunden, sie stand in der Mitte, und die Andern tanzten um sie herum. Wenn sie mit dem Stocke pochte, mußten Alle still stehen, dann ging sie auf eins von den Kindern zu, — piep! rief es, und sogleich rieth Aurora, wer es war.

Das machte vielen Spaß.

»Nun kommt in die Stube,« sagte Clärchens Mutter. »Ihr müßt euch abkühlen und Chocolade trinken.«

Die Kinder setzten sich um den Tisch, die Mama schenkte ein, und Clärchen und Mimi trugen Jedem eine Tasse Chocolade hin, ohne zu vergießen, auch brachten sie zwei Körbchen mit Kuchen dazu.

Dann sagte Clärchen: »Mimi, nun geht der rechte Spaß erst an. Nun gehen wir in Garten.«

Der Garten an dem Hause war nur klein. Es waren ein paar Büsche und Wege darin, und einige kleine Bänke. Das schadete aber

nichts. Als die Kinderschaar versammelt war, kamen die Mütter. Mathildens Mama hatte einen Korb mit bunten und bemalten Eiern. Die gefielen den Kindern gar sehr.

Drei von den Kindern mußten nun immer ins Haus gehen, und durften nicht herausgucken. Die Mama versteckte einige von den bunten Eiern in das Gras, in die Büsche, in den Zaun, oder wo es war. Dann wurden die drei Kinder gerufen, und mußten die Eier suchen. Das Eine hatte ein rothes Ei, das Andere ein gelbes, das Dritte ein buntes gefunden. Vetter Fritz wußte immer die besten Orte zu erdenken, wo die Eier versteckt wurden, und half den Kleinen beim Suchen.

Endlich waren die Eier zu Ende. Die Kinder zeigten sich unter einander, was für Eier sie gefunden hatten. Einige hatten zwei, andere nur eins, manche auch drei Eier gefunden. Mimi hatte gar viere, sie mochte wohl am aufmerksamsten beim Suchen gewesen sein.

Nur ein kleines Mädchen hatte gar keins gefunden. Das war die kleine Camilla. Das arme Kind hatte einen wehen Fuß, sie konnte nicht so schnell laufen, wie die andern, und die andern hatten immer schon die Eier weggeholt, wenn sie erst ankam. Sie stand traurig in der Ecke.

Aurora, Mathilde und Clärchen hatten nicht darauf Acht gegeben, sie sprangen mit den andern herum, und Jedes freute sich über seinen Fund.

Mimi sah Camillen stehen. Sie ging zu ihr, und fragte, wo sie denn ihre Eier hätte.

Da traten Camilla die Thränen in die Augen, und sie erzählte Mimi, daß sie gar keine gefunden habe.

»Sei nicht betrübt, Camilla,« sagte Mimi. »Ich habe recht schöne, du mußt welche von mir haben.«

Dabei machte sie ihr Körbchen auf. Es lagen ein blaues, ein gelbes und ein bemaltes darin. Das bemalte Ei war zu wunderhübsch, es war ein Bäumchen auf der einen Seite, und auf der andern ein Blu-

menkorb gemalt. Mimi hatte ſich ſchon darauf gefreut, ihrem Papa das prächtige Ei zu zeigen, und das rothe gefiel ihr dann noch am beſten.

Sie hielt Camillen das Körbchen hin, damit dieſe ſich etwas heraus nehmen ſollte. Aber die kleine Camilla wollte nicht. Sie ſagte:

»Die haſt du ja gefunden, liebe Mimi, ich mag dir keine wegnehmen.«

»Doch, doch, du mußt,« ſagte Mimi. Eine kleine Weile ſah ſie ihre ſchönen Eier an, dann griff ſie in ihr Körbchen, nahm das ſchöne bemalte Ei, und ſteckte es Camilla in die Taſche.

Camilla wollte es wieder in ihr Körbchen thun, aber Mimi ſprang fort unter die andern Kinder. Die kleine Camilla beſah nun das ſchöne Ei mit einem ganz vergnügten Geſicht. Sie lief Mimi nach, und dankte ihr viel tauſendmal.

Es hatte es Niemand geſehen, als der Vetter Fritz. Die Mimi iſt doch ein ganz gutes Kind, dachte er.

Nun war es Abend geworden, und die Kinder wurden abgeholt, oder gingen mit ihren Mamas zu Hauſe.

Die Mutter der kleinen Aurora aber kam zu Mimi, und ſagte:

»Liebe Mimi, grüße doch deine liebe Mama von mir, und bitte ſie, daß ſie dir erlaubt, Auroren bald einmal zu beſuchen, ich würde mich ſo ſehr freuen, wenn du mit ihr ſpielen wollteſt. Und Aurora bat Mimi auch ſo ſehr darum.

Mimi kam ſehr vergnügt nach Hauſe. Der kleine Carl hatte auch zwei Eier gefunden. Sie erzählten ihrem lieben Papa den ganzen Abend von dem ſchönen Feſte, aber Mimi erzählte nicht, daß ſie ihr bemaltes Ei der armen kleinen Camilla geſchenkt hatte. Ihr Papa hatte ihr nämlich einmal geſagt, gute Kinder lobten ſich niemals ſelbſt, und das hatte ſich Mimi gemerkt.

Das geputzte kleine Mädchen.

Nach ein paar Tagen kam eines Morgens die kleine Aurora mit ihrer Mutter, der Madame Pompadur, zu Mimi's Mutter.

Madame Pompadur war eine sehr reiche Frau. Sie hatte einen lila seidnen Ueberrock an, und einen kostbaren Shawl um. Die kleine Aurora war auch sehr geputzt. Ihre Mutter hatte ihr einen Hut mit einer weißen Feder geschenkt, den sie alle Tage aufsetzte, und heute hatte sie ein grünes Kleid dazu an, was viel Geld kostete. Madame Pompadur war gekommen, um Mimi's Mutter noch einmal um ihren Besuch zu bitten. Diese versprach es.

Mimi bekam von ihren guten Eltern keine so kostbare Kleider, als Aurora sie hatte. Ihr Strohhut mit einem rothen Bande war nicht so prächtig, als Aurora's Hut. Aber Mimi hatte fast immer ein freundliches Gesicht, denn Kinder, die gut und folgsam sind, sind auch immer vergnügt; nur die unartigen Kinder schneiden brummige Gesichter. Darum sah sie in ihrem Strohhute so niedlich aus, und Jeder freute sich über sie, wenn sie auch keine prächtigen Kleider trug.

Sie zog heute ein weiß und roth gestreiftes Kleid an, was frisch gewaschen und geplättet war. Dieses hatte sie schon ein ganzes Jahr getragen, weil sie sich aber sehr selten Flecke machte, so sah es noch ganz neu aus.

Unten im Hause der Madame Pompadur befanden sich zwei Bediente mit goldnen Tressen, und führten die Mama mit Mimi die Treppe

herauf in eine große Stube. Da hingen viel große schöne Bilder an der Wand: es waren wunderschöne Sophas und Stühle darin, die Spiegel gingen von oben bis unten auf den Fußboden, der so glatt war, daß Mimi darauf ausrutschte. So kamen sie noch durch mehre Zimmer, von denen eins noch schöner war, als das andre. Im hintersten Zimmer saß Madame Pompadur auf einem großen seidnen Sessel und las in den Zeitungen. Sie hatte viele Ringe an den Fingern und schöne Armbänder, und vor ihr stand ein Tischchen, worauf so viele schöne Dinge lagen, daß sie gar nicht wußte, wo sie die Zeitungen hinlegen sollte. Sie legte diese aber doch hin, und kam Mimi's Mutter entgegen. Sie sagte, sie freue sich gar sehr, daß sie zu ihr käme, und gab Mimi auch die Hand.

»Aurora wird gleich kommen,« sagte sie, »sie hat schon lange auf Mimi gewartet, um mit ihr zu spielen.«

Darauf klingelte sie und befahl dem Bedienten, Aurora aus der Kinderstube herzuholen.

»Wie geht es Ihnen, liebe Madame Pompadur?« fragte Mimi's Mutter.

»Ach es geht mir schlecht,« antwortete diese. »Ich bin heute gar nicht vergnügt.«

Mimi sah sie verwundert an. Die schönen Zimmer mit den Bildern, Spiegeln und Sophas hatten ihr so gut gefallen, und Madame Pompadur hatte so viel hübsche Sachen: »Ach,« hatte Mimi gedacht, »ich wollte mich recht freuen, wenn ich so viel Schönes hätte, wie Madame Pompadur,« und nun sagte diese, daß es ihr schlecht gehe.

Madame Pompadur sah so verdrießlich aus, so verdrießlich, wie ihre gute Mutter nur etwa aussah, wenn Mimi oder Carl einmal nicht artig gewesen waren. Sonst war die Mama immer so freundlich, und hatte doch lange nicht so viel schöne Sachen, wie Madame Pompadur.

»O, ich bedaure,« ſagte Mimi's Mutter, »daß es Ihnen übel geht. Sind Sie nicht recht wohl?«

»Keineswegs,« antwortete Madame Pompadur, »ich befinde mich, Gott ſei Dank, ſo gut wie lange nicht. Ich wollte bei dem ſchönen Wetter ſpazieren fahren, da iſt eins von unſern Pferden krank geworden, und ich habe nicht fahren können. Das iſt's, was mich verdrießt.«

Das kam Mimi wieder ſehr ſonderbar vor. Ihre Mutter fuhr ſelten oder gar nicht ſpazieren, ſie ging immer zu Fuße, und war doch dabei vergnügt. Als Aurora gehört hatte, daß Mimi da wäre, kam ſie ſchnell gelaufen und küßte und herzte ſie. Madame Pompadur ſagte, ſie ſollte Mimi in ihre Stube führen, um mit ihr zu ſpielen.

Aurora hatte eine große Stube, und es ſtanden die ſchönſten Spielſachen darin herum. Da war ein Zelt, ſo groß wie ein kleines Haus. Man konnte heraus und herein gehen, wenn man noch nicht größer war als Mimi; in dem Zelte ſtanden kleine Stühle und ein Tiſchchen, und große Puppen ſaßen darin auf einem kleinen Canape. Dann hatte Aurora einen Kleiderſchrank für die Puppen, eine allerliebſte kleine Commode; jede von den Puppen hatte wenigſtens drei Kleider, mehre davon waren mit ſilbernen Schnüren beſetzt, Aurora hatte vier Puppenmäntel, einen blauen und einen grünen, die von ſeidnem Zeuge waren, und Gott weiß, wie viel Puppenſachen außerdem. Das war aber noch nicht Alles; ſie hatte auch Puppenwiegen, eine große ſchöne Küche mit Kochzeug von Porcellan und blankem Zinn, und eine Menge Bilderbücher.

Zuerſt gefiel das Mimi ſehr, ſie ging zum Zelte heraus und herein, und beſah Alles ganz erſtaunt. Nun hätte ſie aber auch gern recht hübſch damit geſpielt, denn das macht doch das meiſte Vergnügen, und dazu hat man ja die Spielſachen. Aber Aurora war nicht daran gewöhnt, ruhig zu ſpielen. Sie hatte ſo viel, daß ſie Eins immer über das Andere und Alles durch einander warf, und ihre Mutter, die Madame

Pompadur, hatte ſo viel Beſuch, daß ſie ihrer Aurora nicht lehrte, wie man hübſch aufräumen muß, um ſich den andern Tag wieder an einer ſchönen Puppe oder an einer Küche mit Kochzeug zu erfreuen.

»Laß uns doch mit deinen Puppen ſpielen,« ſagte Mimi zu Aurora. »Wir wollen uns in das Zelt ſetzen, das iſt unſer Haus, du biſt die Mama, und ich will die Gouvernante ſein. Du mußt mir helfen, die Kinder zu waſchen und anzuziehen, damit ich mit ihnen ausfahren kann. Was ſoll denn die Aelteſte für ein Kleid anziehen, meine gnädige Frau, hier liegt ja ein blaues und ein rothes? Und die Kleine liegt hier gar noch im Hemde, das arme Kind friert ja ſo, helfen Sie mir doch, daß es geſchwind in das Wickelbett gelegt wird.«

Das gefiel der kleinen Aurora. Sie hatte noch niemals ſo geſpielt.

»Ach ja,« ſagte ſie, »Sie ſollen gleich mit den Kindern herausgehen, mein Fräulein, ſonſt wird es am Ende nachher wieder zu kalt.«

Sie wollten nun die Puppen anziehen. Mimi konnte es gar nicht leiden, wenn ſie nicht ordentlich angezogen waren. Aber das war eine ſchöne Wirthſchaft! Da fehlte für die eine das Röckchen und für die andere der eine Schuh, weil Aurora den andern verloren hatte, und die Puppenhemden, Hüte und Mäntel lagen in den Winkeln herum. Die eine hatte ein zu langes Hemde an, das guckte unter dem ſeidnen Kleide vor, die andre lag da in dem ſchönen bunten Muſſelinkleide, aber das ſtand hinten auf. Mimi wollte es zuhaken, aber Aurora hatte die Haken und Oeſen davon abgeriſſen, und es ging nicht. Das Hütchen wollte gar nicht auf dem Kopfe feſtſitzen, weil die Bänder zum Zubinden davon abgegangen waren, und wie Mimi in der niedlichen kleinen Commode nach einem andern ſuchen wollte, weil Aurora ſagte, ſie hätte noch viel andre und noch ſchönere Hüte, ſo war in dem Schubfache ſo eine Menge von Puppenſachen unordentlich unter einander geworfen, daß Mimi viele Mühe hatte, das ſchönſte Hütchen aus der Ecke herauszuziehen. Ach wie ſah das aus! Es war ganz ſchief und zerknillt.

Mimi verlor alle Luſt, Mama und Gouvernante mit ſo liederlichen Puppen zu ſpielen.

»Deine Puppen ſind ſehr ſchön, liebe Aurora,« ſagte ſie, »aber man müßte den ganzen Tag erſt aufräumen und flicken, ehe man ſie in Ordnung bringen könnte. Komm, wir wollen lieber Kochen ſpielen, deine Mama hat uns Bonbons, Mandeln und Roſinen zum Kochen geſchickt.«

Sie gingen alſo zur Küche. Da ging es aber nicht viel beſſer. Aurora pflegte, wenn ſie allein ſpielte, die Mandeln und Roſinen gleich aufzueſſen, ohne zu kochen, und gab gar nicht Acht darauf, ob das Küchengeſchirr beiſammen blieb oder nicht.

Mimi hatte ſchon einen ſehr ſchönen Mörſer ſtehen ſehen. Sie hatte nur einen kleinen in ihrer Küche zu Hauſe und freute ſich darauf, den Zucker in dem großen Mörſer zu ſtoßen. Aber Aurora hatte den Stempel, mit dem man ſtößt, verloren, ſie konnte den Zucker nicht ſtoßen, und die Reibe war ganz verbogen und ſchlecht. Die Porcellantellerchen hatten blaue Ränder und waren allerliebſt, um Braten und Gemüſe, Kuchen und Compote darauf anzurichten. Aber ſie waren ſeit dem letzten Male, daß Aurora gekocht hatte, nicht abgewaſchen, ſie waren noch klebericht. Mimi war ſehr ekel; ſie konnte ſich nicht entſchließen, auf den ſchmutzigen Tellern zu kochen und davon zu eſſen.

So war das Vergnügen bei all dem ſchönen Spielzeuge, was Aurora hatte, eben nicht groß, und Mimi ſetzte ſich betrübt neben die Küche, indeſſen Aurora ihre verlornen Kochgeſchirre in den Winkeln ſuchte.

Indem kam Madame Pompadur mit Mimi's Mutter in die Stube.

Es thäte ihr leid, ſagte die Mama, aber ſie könnte nicht länger bleiben. Madame Pompadur hätte aber erlaubt, daß Aurora ſie noch begleiten dürfe. Die kleinen Mädchen möchten ſich nur zurecht machen, um mitzugehen. Das ~~machte~~ Aurora viel Vergnügen.

Man holte ihren Anzug herbei. Sie hatte ein ganz neues Kleid von feinem rothen Merino an, dazu ſetzte ſie ihren grauen Hut mit der präch-

tigen weißen Feder auf, und es wurde ihr noch eine grüne Mantille dazu umgebunden. Aurora ſah ganz geputzt aus. Mimi nahm ihr Strohhütchen, und ihren blauen Spenzer zog ſie an. »Ei,« dachte ſie, »wie ſchön geputzt iſt dieſe Aurora! Mein Strohhut iſt doch lange nicht ſo ſchön, wie ihr Federhut.«

Mimi's Mutter ging mit den beiden Mädchen raſch zu Hauſe, denn ſie mußte nach dem kleinen Carl ſehen. Vergnügt kam er auf ſie zugelaufen, und ſeine Mutter ließ den Kindern Milch und Brezeln geben. Sie ſaßen um den Tiſch herum, und Mimi und Carlchen tranken ſehr verſtändig; es kam ſelten vor, daß ſie ihre Milch auf den Tiſch goſſen. Die kleine Aurora war zwar ſchon groß genug, um immer ſelbſt zu eſſen, aber wenn ſie zu Hauſe war, ſo ſagte ſie immer zu ihrem Kindermädchen: »Lieſe, gieb mir meine Suppe und mein Fleiſch, ich mag nicht ſelber eſſen, du ſollſt mich füttern.« Nun war ſie ſo ungeſchickt, daß ſie nie Milch trinken oder ſelbſt ihren Braten eſſen konnte, ohne ſich zu beſabbern oder Flecke in ihr Kleid zu machen.

Da dauerte es denn auch gar nicht lange, ſo kippte ſie ihre Taſſe mit der Milch um, und begoß ihr rothes neues Kleid von oben bis unten. Dore ſprang ſchnell hinzu, aber das Kleid war ganz verdorben. Sie ſah ganz abſcheulich aus, allein da ſie kein andres Kleid mit hatte, ſo mußte ſie das begoßne anbehalten, obgleich ſie ſich ſehr ſchämte. Es war zu ſpät, um ihr ein anderes holen zu laſſen.

Aurora wurde weinerlich und bat, ob Mimi nicht wenigſtens ein bischen mitgehen könnte; das erlaubte denn Mimi's Mutter.

Nun war aber die kleine Aurora ſchon auf der Promenade mit ihrem ſchönen grauen Hute einige Male an Hecken und Bäume angerannt, und dadurch war der Hut verbogen und ach! die prächtige weiße Feder geknickt, wie Mimi's Mutter eben bemerkte. Da ſah das geputzte kleine Mädchen gar nicht ſchön aus.

Mimi und Dore begleiteten ſie nach Hauſe. Nun ſind die kleinen

Buben, die auf der Gasse den ganzen Tag herumlaufen, und nicht in die Schule gehen, nichts weniger als artig, ja sogar oft sehr ungezogen. Die beiden kleinen Mädchen waren noch nicht lange gegangen, so kamen eine Menge solcher kleiner Buben die Straße herunter. Wie sie Mimi und Aurora zu sehen bekamen, rief einer:

»Ei, seht mir mal das Mädel mit dem rothen beschmierten Rocke! Das ist mich mal 'ne Pracht! Komm her, ich will mit dir tanzen, schad't nichts, wenn du in die Gosse fällst!«

»Laß sie gehen!« rief ein anderer Junge, »sie hat ja einen Federhut auf, der aussieht, als wär' er vom Sturmwinde zerblasen.«

Die arme Aurora war sehr erschrocken. Sie versteckte sich hinter Dorens Schürze, und fing jämmerlich an zu weinen.

Nun ließen die wilden Buben sie zwar ruhig gehen, aber sie schrieen ihr nach und sangen:

Seht einmal den Federhut,
Er wäre für den Trödel gut.
Gieb mir nur her den schmierigen Rock,
Ich häng' ihn gleich an meinen Stock.

Als sie einige Straßen weiter gegangen waren, sah Mimi den Vetter Fritz um die Ecke kommen. Sie lief vergnügt auf ihn zu, und er fragte, wo sie denn noch so spät herkämen?

Da erzählte sie ihm, daß sie Auroren zu Hause brächte und klagte ihm, daß die bösen Buben hinter ihnen hergeschrieen hätten.

Indem kam Aurora selbst herbei. Vetter Fritz wollte sie eben bedauern, als er gewahr wurde, wie sie aussah.

»Ja, gute Mimi,« sagte er, »das wundert mich nicht! Die kleine Aurora mit der zerbrochnen Feder auf dem schiefen Hute sieht ja aus, wie eine Lumpenmamsell, und ihr schönes rothes Kleid mit der Milchsuppe darauf könnte man als Scheuche auf ein Kohlfeld hängen, damit die Hasen den Kohl nicht wegfräßen und sich fürchteten.«

Ach wie ſchämte ſich die arme Aurora. Sie wurde ganz roth, und hielt ihre beiden Hände auf die großen Flecke auf ihrem Kleide, daß Vetter Fritz ſie nicht ſehen ſollte.

»Ich kann dir nicht helfen, Aurora,« ſagte Vetter Fritz. »Sieh nur, Mimi hat ein altes Kleid an, und ihr Strohhut iſt nicht halb ſo ſchön, als dein grauſeidner mit der weißen Feder, und doch freut ſich Jeder, der die reinliche Mimi in ihrem alten Kleidchen ſieht, und die Gaſſenbuben unterſtehen ſich's nicht, ſo einem ſaubern kleinen Mädchen nachzuſchreien, wie ſie es mit dir gemacht haben. Das kommt davon, wenn ein Mädchen ſo faſelig iſt, daß ſie ihre Sachen beſchmutzt und verdirbt, was helfen ihr da die ſchönſten Kleider?«

Nun gab der Vetter Fritz der Mimi die Hand und ſagte: »ſie möchte doch den kleinen Carl von ihm grüßen;« aber Aurora ließ er ſtehen, und ſah ſie gar nicht an, als er fortging.

Aurora ging betrübt zu Hauſe. Sie zog geſchwind ihr ſchönes Kleid aus, und mochte es gar nicht einmal anſehen. Aber ſie bat ſehr, daß doch ja die Flecke gleich herausgemacht würden. Das geſchah denn auch, aber das Kleid war doch nun einmal zunichte, und die Feder auf dem Hute wollte auch gar nicht wieder ganz werden.

Die gute Stimme vom lieben Gott.

Einmal kam Mathildens Mutter zur Tante Bühl. So nannten Mathilde und Clärchen Mimi's Mütterchen.

»Liebe Tante Bühl,« sagte sie, »Ihr müßt mir eine Freude machen. Wir fahren morgen auf unser Gut, und möchten Euch und Eure Kinder so gern bei uns haben, wir haben Euch ja schon so lange darum gebeten, uns dort zu besuchen. Nun ist so schönes Wetter, und der Sommer ist so schön auf dem Lande, viel schöner als in der Stadt. Besucht uns doch, und bringt Mimi und Carl auch mit.«

Mimi machte ein höchst vergnügtes Gesicht, und sah ihre Mutter neugierig an, ob sie Ja dazu sagen würde. Die Mutter rief den Vater herein, und als der hörte, wovon die Rede war, sagte er:

»Je nun, wenn Sie uns und unsre Kinder einmal haben wollen, meine gnädige Frau, so kommen wir mit Vergnügen. Ich habe grade jetzt nicht viel Geschäfte, und habe schon an meinen Vetter, an Margarethens und Wilhelms Vater, geschrieben, daß wir ihn in den nächsten Tagen besuchen wollten. Wir fahren dann von Ihnen weiter nach Ilmenau. Bist du das wohl zufrieden, liebe Frau?«

Wie Mimi dies hörte, war sie ganz außer sich vor Freude. Bald küßte sie der Frau Adelheid, Mathildens Mutter, die Hände, bald fiel sie ihrem Vater um den Hals. Denn es war ihr lebhafter Wunsch, Wilhelm und Margarethen kennen zu lernen.

Nun hatte ihre Mutter viel zu thun. Sie mußte für sich selbst

und die Kinder Kleider und Wäsche in Stand haben, Dore plättete, und sie packte ein. Der kleine Carl schlief des Morgens, und Mimi blieb allein in der Stube; ihre Mutter wußte, daß sie schon verständig genug dazu war, und hatte ihr gesagt, daß sie für sich spielen sollte.

Mimi's Mutter hatte zwar nicht so prächtige Sachen, als die Madame Pompadur, wie wir wissen. Aber sie hatte auch niedliche Andenken, die auf ihrem Schreibtische standen. Sie hielt viel darauf, und sie standen bestens geordnet.

Wenn Mimi besonders artig gewesen war, erlaubte sie ihr wohl manchmal, die schönen Porcellanmännchen, Hündchen, Körbchen und Schäfchen zu besehen. Sie langte sie dann selbst vom Schreibtisch, aber Mimi und Carl durften nichts selbst herunter nehmen. Das that Mimi auch nicht, seit sie größer und verständiger geworden war, denn sie wußte, daß gute Kinder nie thun müssen, was ihre Eltern verboten haben, und daß der liebe Gott den Kindern eine gute Stimme ins Herz gegeben hat, die ihnen, auch wenn sie allein sind, und Niemand sie sieht, immer sagt: »Thue niemals, was dir verboten ist, du liebes Kind.«

Nun war unter den schönen Sachen, die auf dem Schreibtische standen, auch ein wunderhübsches Kästchen von Mahagoni, worin schöne Halsbänder, Armbänder und Ringe lagen, welche die Mutter wohl umzubinden und anzuthun pflegte, wenn sie sich schön anzog. Dieses Kästchen durfte Mimi nie anfassen, weil solche Dinge leicht entzwei gehen und viel Geld kosten. Die Mama zeigte sie, wenn Mimi sehr bat, dem Töchterchen immer selbst, und der Kasten stand für gewöhnlich zugeschlossen.

Mimi spielte eine Zeit lang mit ihren Puppen, sie zog die schönste von ihnen allerliebst an, weil sie sie mitnehmen wollte auf der Reise, und hatte schon in ihrem Schränkchen alle ihre Spielsachen aufgeräumt, daß sie nicht in der Stube herum liegen bleiben sollten.

Sie war damit fertig, die gute Mutter hatte immer noch anderswo zu thun, und Mimi wußte nicht mehr, was sie grade vornehmen sollte.

Sie besah von unten herauf die hübschen Nippsachen, welche die Mutter auf dem Schreibtische stehen hatte. Da bemerkte sie mit einem Male, daß das schöne Mahagonikästchen auch dastand. Der Schlüssel steckte darin, denn ihre Mutter wollte den Schmuck daraus auch einpacken, und hatte den Schlüssel deshalb daran stecken lassen. Mimi freute sich gar sehr, das liebe schöne Kästchen zu sehn. Sie mochte es gar zu gern, wenn ihre Mama die prächtigen Sachen herausnahm, die Steinchen an den Armbändern waren so glänzend, so schön roth und grün, ach, und die hübschen Ringe, die mit darin lagen.

Sie stieg auf einen Stuhl, um das Kästchen recht in der Nähe zu sehen.

»Ach,« dachte sie, »wenn ich doch ein einziges Mal das schöne Halsband in die Hand nehmen könnte! Die Mama hat heute so viel zu thun, wenn ich sie auch bitte, sie wird mir's heute nicht zeigen. Was schadet's denn, ich bin ja schon verständig, ich werde es nicht gleich zerbrechen, ich kann es mir ja wirklich selbst einmal ansehen.«

Schon streckte sie die Hand nach dem Kasten aus. Da fiel es ihr aber doch ein, daß die Mutter es verboten hatte. Sie stieg also vom Stuhle wieder herunter.

Aber sie konnte es gar nicht vergessen, wie schön die Ringe und das Halsband waren, und Langeweile hatte sie auch. Nun hätte sie zwar ein Bilderbuch nehmen und bildern können. Aber Mimi kramte gar zu gern in schönen Sachen. Sie stieg endlich noch einmal auf den Stuhl, machte das Kästchen auf, und siehe! da lagen das Halsband und die Armbänder und die allerliebsten Ringe, es war gar zu schön. Mimi nahm das Halsband heraus, that es um ihren kleinen Hals, steckte die Ringe auf ihre Finger bald ab und bald auf, und trieb so eine Weile ihr Spiel damit. Nun war sie zwar von Natur sehr vorsichtig, und

zerbrach daher auch an dem Schmucke nichts; sie legte Alles wieder ordentlich in das Kästchen herein, und hatte es auch schon wieder zugemacht. Als sie aber in dem Augenblicke ihre Mutter vor der Thür sprechen hörte, erschrak sie, und sonst freute sie sich doch immer so sehr, wenn ihr liebes Mütterchen kam. Sie stieg geschwind vom Stuhle herunter.

Die Mutter kam herein, ging hin und her, und gab auf Mimi nicht grade Acht. Mimi aber war ganz roth geworden, und ging zu ihrer Puppe.

Die Mutter nahm mehre Sachen aus ihrem Schreibtische, um sie einzupacken, und auch das Mahagonikästchen. Weil sie nicht viel Zeit hatte, schloß sie es zu, ohne noch einmal hineinzusehen, und die Sachen wurden eingepackt.

Als Mimi wieder allein in der Stube war, sagte sie zu ihrer Puppe: »Du mußt artig sein, liebes Kind, und immer thun, was deine Mutter dir sagt.« Sie ging auf und ab mit ihr, und wollte mit ihr spielen, wie sie es sonst immer machte. Aber das wollte gar nicht gehen. Sie war betrübt, und wußte nicht recht warum; sie legte die Puppe hin, und setzte sich in den Winkel.

Es war ihr immer, als spräche das gute Stimmchen vom lieben Gott zu ihr: »Mimi, Mimi, du bist gar ein böses Kind gewesen, du hast gethan, was deine Mutter dir so streng verboten hatte, und bist davon gegangen, wie deine gute Mutter hereingekommen ist! Der liebe Gott hat doch Alles gesehen, und der hat nur die Kinder lieb, die nichts thun, was verboten ist, wenn sie auch kein Mensch sieht.«

Sie hatte sich so sehr auf die Reise gefreut, und war gesprungen und hatte gesungen. Aber sie sang und sprang nicht mehr, weil das gute Stimmchen vom lieben Gott den ganzen Tag sagte: »Mimi, Mimi, du bist sonst so ein gutes Kind, aber heute bist du ein böses Kind gewesen.«

Das quälte Mimi gar zu sehr. Sie konnte es nicht mehr aushalten.

Am Nachmittage saß ihre Mutter noch emsig am Nähzeuge.

Da kam mit einem Male Mimi zu ihr gelaufen, fiel der Mutter um den Hals, und versteckte das Gesicht an ihrer Brust. Die Mutter erschrak, denn ihre Mimi fing an zu weinen und zu schluchzen.

»Was fehlt dir, Mimi? Was ist denn geschehen?« fragte die Mutter besorgt, und richtete Mimi's Köpfchen in die Höhe. Aber Mimi konnte ihrer guten Mutter nicht in die Augen sehen.

»Meine Mutter,« sagte sie, »ich muß dir was sagen.«

»Sage mir's, meine Tochter, was ist dir?« sagte die Mutter.

»Ach, meine Mutter,« sagte Mimi leise, »ich bin so ein schlechtes Kind gewesen. Du hattest mir immer verboten, dein Schmuckkästchen anzufassen, und ich habe dein Halsband und deine Armbänder und Alles aus dem Kasten genommen und mir angethan, und als du hereinkamst, bin ich geschwind vom Stuhle geklettert, damit du nichts merken solltest. Meine Mutter, sei mir nicht böse, ich werde es gewiß nicht wieder thun.«

Die Mutter hörte ihrer Mimi zu, legte ihr Nähzeug weg, und nahm sie in ihre Arme.

»Mimi,« sagte sie, »es dauert mich gar zu sehr, daß du das gethan hast.«

»Ich habe dir aber nichts davon entzwei gemacht, meine Mutter, bitte, verzeihe es mir.«

»Das ist noch glücklich genug, Mimi, wenn nichts entzwei gegangen ist, aber das wäre noch nicht das Schlimmste dabei, Mimi. Meinst du das wohl nicht auch?«

»Ach es quält mich gar so sehr,« sagte die arme Mimi, »daß ich es heimlich gethan habe, ich weiß, daß du mich strafen solltest.«

»Ja, Mimi,« sagte die Mutter, »du hast mich und dich dadurch recht betrübt, ist es nicht so? Es ist wahr, daß die Kinder, die etwas Verbotenes thun, wohl Strafe verdienen. Doch ich will dir eins sagen,

Mimi. Ich weiß, daß, wenn ich dich gefragt hätte, du mir gewiß die Wahrheit gesagt hättest. Nun bist du aber von selbst gekommen, und hast mir gesagt, was du gethan hast. Ich sehe daraus, daß du auf das gute Stimmchen vom lieben Gott Acht gegeben hast, welches den Kindern immer sagt, ob sie gut oder bös sind, und ich verlasse mich auf dich, daß du dir rechte Mühe geben wirst, nichts Böses wieder zu thun. Weil du selbst so gut auf das Stimmchen Acht giebst, so brauche ich dich nicht zu strafen. Nicht wahr, meine Mimi?«

Mimi drückte ihre Mutter an ihr Herz, und drückte und küßte ihre lieben Hände.

»Meine Mutter, meine gute Mutter,« sagte sie, »ich will mir gewiß rechte Mühe geben, niemals wieder etwas zu thun, was du und der Vater mir verboten habt.«

Die Fahrt auf's Land.

Um acht Uhr Morgens ſtand ein großer Wagen mit zwei braunen Pferden vor Bühl's Hausthür. Der Papa ſetzte Mimi herein, die Mama ſtieg auch ein, und es wurde Carl erlaubt, neben dem Kutſcher auf dem Bocke zu ſitzen, wenn er recht ſtill ſitzen wollte. Das verſprach der kleine muntre Carl, und weil er nicht gern in den Wagen genommen werden wollte, vergaß er auch nicht, daran zu denken. Er hatte eine kleine Peitſche in der Hand, mit der er jedesmal ſchmitzte und knallte, wenn der Kutſcher ſeine große Peitſche knallen ließ, und dann rief er: »Papa, ſieh nur Papa, die Pferde laufen immer, wenn ich mit meiner Peitſche knalle.«

Die guten Eltern und Mimi freuten ſich ſehr, als ſie aus den ſtaubigen Straßen der Stadt in die grünen Kornfelder kamen, da war es ſo luftig und ſonnig, und die Lerchen trillerten und ſtiegen hoch in die Luft, daß Mimi ſie kaum noch ſehen konnte, und wenn ſie wieder herunterkamen, wußte Mimi gar nicht, wo ſie geblieben waren, denn ſie ſaßen dann wieder verſteckt in dem hohen grünen Kornfelde.

Der Kutſcher fuhr ſo ſchnell und Carl knallte ſo fleißig mit ſeiner Peitſche, daß es gar nicht lange dauerte, bis ſie an einen kleinen Wald kamen. Der Vater befahl dem Kutſcher ſtill zu halten.

»Wir wollen hier abſteigen,« ſagte er. »Wir ſind nicht weit mehr vom Dorfe, und wollen vollends zu Fuß hereingehen.«

Mimi und Carl waren hungrig geworden. Die Mutter hatte ein

Körbchen voll großer dunkelrother Kirschen und Brezeln mitgenommen. Sie setzten sich in das Wäldchen, und ließen sich das Frühstück köstlich schmecken.

Der Vater wußte den Weg ganz genau. Er nahm die liebe Mutter unter den Arm und ging voran. Dem kleinen Carl hatte er eine große Weidenruthe abgeschnitten, auf welcher Carl ritt, er sagte, sein Pferdchen liefe sehr schnell, wenn er ihm einen Hieb gebe. Mimi hatte aber sehr viel zu thun. Es wuchsen eine Menge gelbe Sternblumen in dem Wäldchen, sie wollte einen großen Strauß davon haben, und mußte daher sehr schnell pflücken, denn ihr Papa sagte, sie dürfe nicht weit zurückbleiben, er könne nicht auf sie warten.

Als sie aus dem Gebüsch traten, hörten sie einen gewaltigen Spektakel. Neben dem Wege war ein großer grüner Anger, und eine ungeheure Menge von Gänsen darauf. Die machten das Geschnatter und viel Geschrei. Es war eine ganze Heerde; Mimi sah mehre Knaben und Mädchen aus dem Dorfe, welche die Gänse hüteten, daß sie nicht von dem Anger weglaufen durften.

»Ach mein Väterchen,« sagte Mimi, »die Gänse machen ein abscheuliches Geschrei, ich kann gar nicht verstehen, was du und die Mama sprechen.«

»Ihr Geschrei ist allerdings nicht schön,« antwortete der Vater, »aber du weißt wohl, Mimi, daß die Gänse sehr nützliche Thiere sind. Nicht wahr?«

»O ja,« sagte Mimi. »Du hast mir wohl erzählt, daß die Federn in meinem Bette von den Gänsen kommen, und die großen Federn auch, mit denen du schreibst.«

»Ja wohl,« sagte der Vater. »Nun denke nur, wie wir im Winter frieren würden, wenn wir die warmen Betten nicht hätten. Es ist recht traurig, daß es manchen armen Menschen giebt, der kein so warmes Bett hatt, wie du.«

»O die armen Menſchen,« ſagte Mimi. »Da freue ich mich doch recht, daß hier ſo viel Gänſe ſind, damit recht viel arme Menſchen auch ein Bett bekommen können. Nicht wahr, Papa?«

»Ja wohl, Mimi. Und wenn wir von einem Armen hören, der kein Bett hat, wollen wir wo möglich ſuchen, ihn damit zu verſorgen.«

»Ich will ihm auch Geld aus meiner Sparbüchſe dazu ſchenken,« ſagte Mimi.

»Du ſiehſt wohl,« ſagte der Vater, »daß Gott für die Menſchen gütig geſorgt hat, indem er den Gänſen Federn wachſen läßt. Aber den Gänſen ſelbſt ſind die Federn auch ſehr nützlich. Sie frieren niemals, wenn ſie auf dem Waſſer ſchwimmen. Es giebt aber auch wilde Gänſe, die im Winter nicht in unſerm Lande bleiben.«

»Wo bleiben ſie denn, Papa?« fragte Mimi.

»Das will ich dir ſagen, Mimi,« antwortete der Vater. »Im Frühjahr, wenn es warm bei uns wird, kommen ſie hoch in der Luft angeflogen. Es ſind dann eine ganze Menge beiſammen, und man hört ſie noch lauter ſchreien, als die Gänſe hier auf dem Anger. Dann ſetzen ſie ſich oft nieder auf die grünen Kornfelder, wo ſie dem guten Bauern allerdings die Saat abfreſſen, die er ſo mühſam geſäet hat, und die zu Kornähren aufwachſen ſollte, wovon er Mehl und Brod macht, wie du weißt. Aber ſie bauen ſich dann auch Neſter, legen Eier, und brüten ihre Jungen aus. Sie ſind aber ſehr ſcheu, und die Jäger können ſie nur ſelten ſchießen, denn die wilden Gänſe ſind außerordentlich klug, ſie geben auf Alles Acht, und wenn ſie einen Jäger mit der Flinte kommen ſehen, fliegen ſie ſo ſchnell und ſo hoch, daß er ſie nicht ſchießen kann. Wenn nun aber der Herbſt kommt, wo die Blätter von den Bäumen fallen und es kalt wird, kommen die wilden Gänſe wieder zuſammen, ſchlagen mit den Flügeln, und machen wieder ein großes Geſchrei. Wenn das eine wilde Gans nur von ferne hört, ſo fliegt ſie geſchwind herzu,

wo die andern ſchon warten, und ſo kommen ſie alle zuſammen, weil ſie fort wollen.«

»Wo wollen denn aber die wilden Gänſe hin, lieber Vater?« fragte Mimi.

»Du weißt doch, Mimi,« ſagte der Vater, »daß es ein großes, ſehr großes Waſſer giebt, welches das Meer heißt?«

»Ja,« ſagte Mimi, »auf dem Meere fahren die Dampfſchiffe, nicht wahr, Papa?«

»Ja wohl,« ſagte der Papa. »Und wenn ein Schiff mitten auf dem Meere iſt, ſo ſehen die Matroſen gar nichts mehr vom Lande, geſchweige von Städten und Dörfern etwas. Es iſt ſo groß das Meer, daß ſie nichts als Waſſer ſehen. Und doch, Mimi, fliegen die wilden Gänſe über das große Meer und fürchten ſich gar nicht, bis ſie in ein anderes Land kommen, wo es wärmer iſt, als bei uns im Winter, und wo ſie wieder Futter finden, was Gott dort für ſie wachſen läßt.«

»Kommen ſie denn gar nicht wieder her?« fragte Mimi.

»O ja, im Frühjahr, wenn es wieder warm wird, ziehen ſie zurück über's Meer, und bauen wieder ihre Neſter hier bei uns. Darum, ſagt man, die wilde Gans iſt ein Zugvogel.«

»Ich möchte gern ſo eine wilde Gans einmal ſehen, mein Väterchen,« ſagte Mimi.

»Die ſieht man nicht oft,« ſagte der Vater, »weil ſie ſehr ſcheu und wild ſind. Aber vielleicht ſiehſt du ſie einmal im Herbſte hoch in der Luft ziehen.«

»Von wem lernen ſie denn das, daß ſie ſo hoch fliegen können, Papa?«

»Sie lernen es von Niemand, Mimi,« ſagte der Vater. »Aber Gott iſt es, der den Vögeln die Kraft zum Fliegen giebt, ſo wie du geſehen haſt, daß dein kleiner Bruder nach und nach mit ſeinen Füßchen das Laufen auch lernte. Gott ſorgt für Alle, für die Menſchen und für die Thiere, daß ein Jedes das kann, was ihm forthilft, und das hat, was es nothwendig braucht.

Sie kommen an.

Unterdeſſen waren ſie an das Hofthor gekommen. »Nun ſind wir gleich da!« rief Mimi, »nun ſind wir gleich bei Clärchen und Mathilde,« und klatſchte in die Hände. Sie hatte Luſt, den Eltern voran durch den Hof zu laufen. Aber wie ſie in den Hof herein ſah, kam ſie geſchwind zurück und ſagte:

»Vater, wir können ja nicht über den Hof gehen, es ſind eine Menge großer Kühe darauf.«

Der Vater lachte und ſagte: »Das ſchadet nichts, meine kleine Mimi. »Die Kühe thun Niemand etwas, beſonders, da du mit uns gehſt, haſt du nicht nöthig, dich zu fürchten. Sieh nur, Carl fürchtet ſich nicht einmal, und iſt doch noch viel kleiner, er geht mit ſeiner Mama ganz tapfer voran.«

Mimi's Fehler war die Furchtſamkeit. Sie hielt den Papa beim Rockſchooße feſt und rief:

»O liebe Mutter, komm doch nur wieder her, o die Kühe ſtoßen meine Mama und meinen Bruder! Mein lieber Vater, bleibe doch hier, ich kann ja nicht über den Hof gehen, wo die Kühe ſind.«

Mimi fürchtete ſich ſo ſehr, daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden.

Der Papa blieb zwar ſtehen, aber er ſagte: »Mimi, werde erſt wieder vernünftig, und beruhige dich. Denkſt du denn, daß ich dich, die Mutter und Carl über den Hof gehn laſſen würde, wenn ihr zu Schaden kommen könntet?«

»Ach nein, lieber Vater, aber die Kühe ſind ſo groß und haben auch Hörner.«

»Sie ſind aber ganz ruhige und friedliche Thiere, Mimi, die Niemand etwas zu Leide thun, der ihnen nichts thut. Du biſt ſchon groß genug, Mimi, um einzuſehen, daß es eben ſo unvernünftig iſt, wenn man ſich unnützer Weiſe fürchtet, als wenn man unvorſichtig auf Alles losgehen wollte, was ſchaden kann. Wenn du allein wärſt, und du wollteſt unter die Kühe laufen, die du nicht kennſt, ſo wärſt du unvorſichtig: da ich aber bei dir bin, da du ſiehſt, daß deine Mutter mit Carl ganz ruhig bei den Kühen eben vorbei geht, und Carl ſich nicht einmal fürchtet, ſo fürchteſt du dich doch wohl recht umſonſt, und die Furcht macht meine Mimi unvernünftig. Man muß ſich aber überwinden können, Mimi.«

»Lieber Papa,« ſagte Mimi, und wiſchte ſich die Augen, »ich will mich überwinden und nicht unvernünftig ſein.«

Da freute ſich der Papa über ſeine Mimi, er nahm ſie bei der Hand, und ſie ging nun dreiſt über den Hof. Der Papa rief dem Kuhjungen zu, daß er die Kühe wegtreiben ſollte. Der Junge nahm einen kleinen Stock in die Hand, und die großen Kühe liefen fort, ſobald er ihnen nahe kam. Da mußte Mimi über ſich ſelbſt lachen, daß ſie ſich vor ihnen gefürchtet hatte.

Vor dem Hauſe kam ihnen Mathilde und ihre Eltern ſchon entgegen, die ſie in den Garten führten, wo ſchon Erfriſchungen für ſie bereit ſtanden.

Aber Clärchen war nicht da, und als Mimi nach ihr fragte, erzählte ihr Mathilde, daß das arme Mädchen im Bette liege und krank ſei.

Mimi nahm Mathilde gleich an die Hand, und lief mit ihr hinauf in Clärchens Stube. Da lag ihre kleine Freundin, und ſah ganz blaß aus. Ein Medicinfläſchchen ſtand neben ihr, und ſie hatte den Mittag nichts eſſen dürfen, als ein wenig Waſſerſuppe.

»Arme Clâre, was fehlt dir denn?« ſagte Mimi mitleidig, »wie biſt du nur mit einem Male krank geworden?«

Clärchen erzählte ihrer lieben Mimi aufrichtig, daß der Gärtner geſtern Kirſchen vom Baume gepflückt, und die Mama erlaubt habe, daß ſie ihm dabei helfen dürfte. Aber ſie habe dabei ſo viel Kirſchen gegeſſen, daß ſie ſich den Magen ganz verdorben habe. Nun müſſe ſie Medicin einnehmen, die ſehr bitter ſchmecke, und weil ſie Fieber bekommen, müſſe ſie heute im Bette liegen.

Das war nun freilich traurig. Mimi wollte bei ihr bleiben, und ihr die Langeweile vertreiben, indem ſie mit ihr Karten ſpielte. Aber Clärchens Mutter litt das nicht für den ganzen Nachmittag. Sie ſagte, Mimi könnte ſo nicht immer auf dem Lande ſein, ſie ſollte mit ſpazieren gehen, um die ſchöne freie Luft zu genießen. Clärchen würde hoffentlich morgen auch herunter kommen können.

Carl war ſchon ſehr müde geworden, er blieb bei Dore, die ihn zu Bette legte. Die kleinen Mädchen gingen aber mit den Eltern noch ſpazieren. Sie durften laufen und ſpringen wie ſie wollten. Es war nicht mehr heiß, wie am Tage, und die Bäume und Blumen waren ſo grün und ſo friſch. Es war nicht weit vom Hauſe ein Hügel. Das amüſirte Mimi; ſie lief mit Mathilden den Hügel herauf und herunter. Als ſie wieder herauf kamen, ſtand Mimi ſtill und ſagte:

»Mathilde, ſieh nur, da geht eben die Sonne unter! Ich kann nicht hineinſehen in die Sonne, ſie iſt wie Feuer.«

»Ach wie ſchön roth der Himmel iſt!« rief die kleine Mathilde. »Und wie die Wolken ſo ſchön bunt ſind. O das iſt ſchön, das iſt ſchön!« Dabei ſchlug ſie in die Hände und freute ſich.

»Weißt du wohl, Mathilde,« ſagte Mimi ſehr ernſthaft, »wer die Sonne gemacht hat?«

»Nein!« antwortete Mathilde, »wer hat ſie denn gemacht? Mein Papa hat ſie nicht gemacht, und der Onkel Bühl auch nicht.«

»Nein,« sagte Mimi, »mein Papa hat mir's aber gesagt, wer sie gemacht hat. Das ist der liebe Gott, Mathildchen, der uns alle Tage giebt, was wir brauchen, und so gut ist, und uns so lieb hat, wenn wir auch gut und artig sind.«

»So?« sagte die kleine Mathilde, und die beiden Mädchen standen still, und sahen nach der schönen Sonne und dachten: die hat der liebe Gott gemacht.

Nun war aber die Sonne untergegangen, es ward dunkler, es wurde Nacht.

»O nun ist die liebe Sonne weg!« sagte Mathilde ganz traurig.

»Sei nur ruhig, Mathildchen,« sagte Mimi, »und fürchte dich nicht. Morgen früh schickt sie uns der liebe Gott wieder an den Himmel, da können wir wieder Alles sehen, und recht vergnügt spielen.«

»Kommt, ihr kleinen Mädchen,« rief der Onkel Bühl, »wir müssen nach Hause gehen.«

Da liefen Mimi und Mathilde geschwind zu ihren Eltern. Als sie zu Hause kamen, sagte Mathildens Mutter:

»Ihr seid sehr müde, kleine Mädchen, geht nun gleich zu Bette. Morgen kommt Gesellschaft zu uns, da müßt ihr doch ausgeschlafen und munter sein.«

Wie Mathilde bei Tiſche ſitzt.

Das arme Clärchen war den andern Morgen noch nicht wieder geſund, und mußte oben bleiben. Es dauerte nicht lange, ſo kamen mehre Wagen angefahren, in denen Damen und Herren ſaßen.

Mathildchens Mutter hatte im großen Saale decken laſſen, und man ſetzte ſich zu Tiſche.

Mimi, Mathilde und Carl ſaßen bei Tiſche zuſammen. Der Vetter Fritz war auch gekommen.

Die kleine Mathilde war ein gutes Kind; ſie gab Mimi all' ihr Spielzeug, und auch ihre ſchöne große Puppe, wenn ſie zuſammen ſpielten. Aber du weißt, ſie war bei Tiſche nicht artig, als ſie in Berlin war, und ſie hatte ſich das gar noch nicht abgewöhnt.

Mimi durfte niemals unbeſcheiden bei Tiſche ſein. Ihr lieber Papa ſagte immer: »Mimi, wenn die Kinder nicht warten und artig ſtill ſitzen, bis die Mama ihnen Suppe und Braten giebt, ſo müſſen ſie ja in der Kinderſtube eſſen. Da ſind ſie noch zu unverſtändig, um mit den Großen am Tiſche zu ſitzen.«

Wirklich betrug ſich Mimi auch ſehr artig; ſie beſchmutzte ihre Serviette nicht, und aß ganz geſchickt.

Aber Mathilde war nicht lange artig. »Mama,« ſchrie ſie, ich will keine Roſinenſauce, ich will Salat haben,« und machte ſolch' einen Spektakel, daß die fremden Herren gar nicht mit einander ſprechen konnten.

Der gute Papa wollte ihr Kartoffeln zu ihrem Fleiſche geben. Da fing ſie an zu weinen und zu ſchreien, und ſagte immer: »ich will aber nicht, ich mag nicht, Papa, nimm die Kartoffeln weg,« und warf ſich zurück auf ihren Stuhl. Nun aß ſie zwar die Kartoffeln, aber hörte gar nicht auf, zu ſchreien.

Bald ſtand ſie von ihrem Stuhle auf, und bald wollte ſie wieder hingeſetzt ſein. Das ging in einem fort.

»Ich will Bier haben, Papa! Friedrich, bringe mir ein Stück Brod; Mama, ich habe einen kleinen Löffel, ich will aber einen großen haben, Mama.« Und die Mama mußte immerfort ſagen:

»Mathildchen, ſei doch artig, warte doch, wer wird denn ſo ſchreien?«

Der kleine Carl war artiger als Mathilde, er wartete, bis ſeine Mama ihm das Fleiſch zerſchnitten hatte, und aß Alles, was ſie ihm gab. Und Mimi war ſo beſcheiden: ſie verlangte nichts von dem Kuchen, der auf dem Tiſche ſtand. Dafür gab ihr aber Mathildens Papa auch ein großes Stück davon.

Nun ſtanden Alle vom Tiſche auf, und wollten in den Saal gehen.

Da kam der fremde Herr und die fremde Dame zu Mimi, die ihren Bruder Carl an die Hand gefaßt hatte, damit er nicht fallen ſollte, wenn ſie die Treppe heruntergingen.

»Ei,« ſagte der Herr zu ihr, »du gutes liebes kleines Mädchen, du ſorgſt ja ſo hübſch für dein Brüderchen, und biſt ſo artig und lieb bei Tiſche. Sage doch ja deiner Mama, daß ſie uns mit dir beſucht. Wir haben ſo hübſche Schäfchen, und auch eine Menge bunte Tauben. Wenn du zu uns kommſt, ſo ſollſt du ein Schäfchen mit einem rothen Bande haben, und die Tauben ſind zahm, wenn du ſie rufſt, »Hans, Hans,« ſo ſetzen ſie ſich auf deine Schulter.«

Mimi gab dem Herrn die Hand, und ſprang vor Freude. Mathilde

ſtand auch daneben. Aber der Herr ging an ihr vorbei, und ließ ſie ſtehen. Da kam der Vetter Fritz und ſagte zu Mimi:

»Komm, liebe Mimi, ich will mit dir in den Garten gehen. Biſt du ſchon bei der großen Schaukel geweſen? Ich will dich und Carl ſchaukeln und mit euch haſchen ſpielen.«

»Ach gern,« ſagte Mimi ganz vergnügt, »aber kommſt du nicht auch mit, Mathilde?«

»O laß die Mathilde nur ſein,« rief der Vetter Fritz. »Die möchte wohl wieder anfangen zu ſchreien und unartig ſein. Ich mache mir nichts daraus, ſie zu ſchaukeln.« Der fremde Herr ſagte auch, wie er fortging: »Artige Kinder ladet man ein, und hat ſie lieb; aber die kleine Mathilde macht ſo viel Geſchrei, daß große Leute ſich gar nicht einmal verſtehen können. Kinder müſſen bei Tiſch beſcheiden ſein.«

Da wurde Mathilde roth bis über die Ohren.

Vetter Fritz brachte Mimi und Carl nun zur Schaukel. Sie jauchzten vor Freude, als Fritz ſie hoch ſchaukelte. Als ſie es müde waren, ging Vetter Fritz mit ihnen zum Gärtner; er wollte ihnen einen Strauß geben laſſen. Da ſagte Mimi: »Vetter Fritz, ich werde erſt herauf gehen, und Mathilden holen. Sie iſt gewiß recht betrübt, und dauert mich ſo.«

Als Mimi herauf kam, ſaß Mathilde und weinte.

»Mathildchen,« ſagte Mimi, und ſtreichelte ihre Backen, »komm, ſei vergnügt; nicht wahr, du wirſt nicht mehr unartig ſein? Vetter Fritz wird dich auch ſchaukeln.«

Da fiel Mathilde der Mimi um den Hals, trocknete ihre Thränen, und ging mit ihr. Sie war den ganzen Tag auch ſo artig, daß ſie nicht wieder weinte und ſchrie. Fritz ſchaukelte ſie dann auch noch. Nachher gingen die kleinen Mädchen in Mathildens Laube, und ſpielten mit den Puppen. Mimi hatte die große Puppe mit dem rothen Kleide,

Mathilde nahm die kleine für ſich. Und Carl fuhr die andre mit dem braunen Kleide in Mathildens Puppenwagen ſpazieren.

Wie ſie ſo den ganzen Nachmittag geſpielt hatten, kamen der Papa, die Mama, der fremde Herr und die Dame vorbei gegangen.

»Sieh nur,« ſagte die Dame zu dem Herrn, »wie Mathilde der Mimi die ſchönſte Puppe giebt, und den kleinen Carl mit ihrem Kochzeuge ſo freundlich ſpielen läßt. Das iſt doch ſehr hübſch von ihr.«

»So?« ſagte der Herr, »thut ſie das? Ei, da wollen wir ſie auch mit einladen, zu uns zu kommen; ich glaube, ſie wird nun überhaupt artiger ſein, als ſie heute bei Tiſche geweſen iſt.«

Das Geschenk und die Bergleute.

Clärchen war wieder gesund, und kam heute auch herunter. Nach dem Frühstück sagte Tante Bühl zu Clärchens Mutter:

»Liebe Adelheid, nun Clärchen wieder gesund ist, muß ich meine Schachtel auspacken. Ich habe deinen kleinen Mädchen was mitgebracht.«

Clärchen und Mathilde horchten groß auf, und kamen vergnügt herbei. Tante Bühl aber nahm eine Schachtel, öffnete sie, und nahm mehre Papiere heraus, in welche etwas gewickelt war.

Aus dem einen Papiere nahm sie drei allerliebste seidne Tüchelchen, das erste war grün und lila, das andere dunkelroth mit schwarz, und das dritte schön hellblau. Sie waren alle wunderhübsch. Nun hatte sie aber in dem andern Papiere auch noch drei kleine Körbchen, worin kleine Früchte von Chocolade lagen. In dem einen lagen rothe Aepfelchen, in einem andern Johannisbeeren und in dem dritten hellgelbe Kirschen mit rothen Backen.

Alle die niedlichen Sachen lagen vor Mimi's Mama ausgekramt, und die kleinen Mädchen lächelten, und standen um sie herum.

Sie theilte sie auch gleich an sie aus, und sagte, da Mimi grade ein Tüchelchen nöthig hätte, so hätte sie auch gleich eins für sie mitgekauft, und sie sollte es zum Andenken mit ihren kleinen Freundinnen zugleich bekommen und tragen. Clärchen bekam das Tuch von lila und grüner Seide, und das Körbchen mit den Kirschen, Mathilde die

Johannisbeeren und das dunkelrothe Tuch, und Mimi das blaue und das Aepfelkörbchen.

Das machte ihnen gar zu viel Freude. Sie dankten der guten Tante Bühl tausendmal, und liefen bei allen Leuten im Hause herum, um ihre schönen Geschenke zu zeigen und bewundern zu lassen.

Die Haushälterin war grade in der Küche, und backte Pfannkuchen, welche den Mittag gegessen werden sollten. Die kleinen Mädchen hatten die Haushälterin sehr lieb, weil sie immer einen Spaß mit ihnen machte, wenn sie sich bei ihr das Vesper holten.

»Was wollt ihr denn bei mir?« fragte sie Clärchen und Mathilde, »ihr sind ja ganz ausgelassen. Es ist jetzt keine Zeit, daß ihr Vesperbrod bei mir holt, ich backe jetzt Pfannkuchen, und kann euch nicht gebrauchen.«

»O das ist schön,« rief Clärchen, »die sollen uns heute Mittag schon schmecken. Nicht wahr, Mimi?«

»Wir wollen auch jetzt kein Vesperbrod,« sagte Mathilde, »sieh nur Frau Lobesam, was uns Tante Bühl mitgebracht hat. Du hast gewiß nicht ein so schönes Tuch, und auch kein Chocoladenkörbchen mit Johannisbeeren, nicht wahr, Frau Lobesam?«

»Ei das ist ja was Wunderschönes,« sagte Frau Lobesam, und besah die Tücher.

»Sieh nur,« rief Mathilde, »ich habe ein dunkelrothes.«

»Und ich das mit lila und grün,« sagte Clärchen.

»Meins ist hellblau,« sagte Mimi, und nahm es um ihren Hals.

»Nicht wahr,« Frau Lobesam, »meins ist doch das hübscheste?« sagte Clärchen.

»Nein, meins,« rief Mathilde, »und meine Johannisbeeren sind auch schöner als deine Kirschen. Nicht wahr, Frau Lobesam?«

»O es ist Alles sehr schön,« sagte Frau Lobesam, »aber mir würde das dunkelrothe Tuch doch am besten gefallen. Aber nun geht, ihr klei-

nen Mädchen, ich muß machen, daß ich mit den Pfannkuchen fertig werde.«

Mimi hatte gar nicht gefragt, ob ihr Tuch und ihre Aepfelchen die schönsten wären; sie freute sich über Alles, was ihr geschenkt wurde, und dachte nicht daran, ob sie auch das Schönste hätte.

Sie sprang mit Mathilde über den Küchenhof, und lief die Treppe herauf in ihre Stube, um die hübschen Geschenke dort aufzuheben.

Es dauerte nicht lange, so kam Clärchen ihnen auch nach. Aber sie machte ein verdrießliches Gesicht, stellte sich in die Ecke, und muckte.

»Wir wollen in den Garten gehen, Mimi,« sagte Mathilde. »Wir wollen in der Laube wieder mit den Puppen spielen, wie gestern.«

Mimi war das zufrieden.

»Komm, Clärchen,« sagte sie, »du mußt heute auch mitspielen, und bringe nur gleich deine beiden Puppen mit, dann hat ein Jedes von uns zwei zum Spazierengehen.«

Aber Clärchen stand und antwortete nicht.

»Was fehlt dir denn, Clärchen?« fragte Mimi verwundert. »Bist du gefallen?«

»Nein,« sagte Clärchen mürrisch.

»Nun so komm doch mit uns in Garten, mach' geschwind,« sagte Mimi.

»Ich habe keine Lust,« sagte Clärchen.

»Warum denn nicht? du hast ja schon gestern nicht mitspielen können, und nun willst du auch nicht?« fragte Mimi.

»Cläre, komm doch,« sagte Mathilde freundlich, »du sollst deine Puppen in meinen kleinen Wagen setzen.«

Aber Clärchen blieb mürrisch. »Ich mag aber nicht,« sagte sie, »wenn du das schönste Tuch hast, so kannst du mit deinen Puppen auch gehen. Ich spiele nicht mit dir.«

Da trat eben Lore in die Stube, ſo hieß das Mädchen, welches Clärchen und Mathilde immer anzog. Es war ein ſehr verſtändiges Mädchen. Sie hatte in der Nebenſtube aufgeräumt, und gehört, was die kleinen Mädchen ſprachen. Es hatte ihr gar nicht gefallen, daß Clärchen ſich nicht über das allerliebſte lila Tuch freute, weil ſie glaubte, daß das dunkelrothe ſchöner wäre, was ihre Schweſter hatte, und es war Clärchen auch nicht eher eingefallen, daß ihr lila Tuch nicht ſo hübſch wäre, wie das dunkelrothe, als bis Frau Lobeſam es geſagt hatte.

Clärchen war ſehr gefällig, aber ſie konnte es nicht leiden, wenn ſie nicht immer das Größte oder Schönſte bekam.

»Was habt ihr denn für Tücher geſchenkt bekommen?« fragte Lore. »Ich möchte ſie auch gern ſehen.«

Mathilde und Mimi holten die ihrigen herbei, und zeigten ſie Loren.

»Die ſind allerliebſt,« ſagte ſie, »das dunkelrothe iſt ſo ſchön wie das blaue, und das, was Clärchen in der Hand hält, gefällt mir faſt noch beſſer. Wenn mir nur Tante Bühl eins geſchenkt hätte, ich nähme das eine eben ſo gern wie das andere. Das denken Mimi und Mathilde gewiß auch, und wer weiß, wenn Mathilde gewußt hätte, daß Clärchen das dunkelrothe lieber hätte, ſo würde ſie das ſchöne lila und grüne Tuch gewiß eben ſo gern genommen haben.«

Da holte Mathilde ihr dunkelrothes Tüchelchen, ging zu Clärchen hin, und ſagte: »willſt du mein Tuch haben, Clärchen? gieb mir deins.«

Nun ſchämte ſich Clärchen wohl, aber ſie war einmal launiſch, und konnte ſich nicht überwinden. Sie drehte ſich um und wollte nichts von Loren und Mathilde wiſſen. Dieſe ſah ſehr traurig aus.

Eben rief der Onkel Bühl, Mimi ſolle doch geſchwind herunter kommen. Da lief Mimi fort, und Mathilde hinter ihr her. Lore hatte keine Luſt, bei der unartigen Cläre ſtehen zu bleiben, ſie ging alſo auch fort, und Clärchen ſtand noch immer auf demſelben Flecke.

Als Mimi und Mathilde herunter gingen, hörten sie schon von Weitem Musik. Onkel Bühl wartete unten auf der Treppe auf sie und sagte, sie sollten geschwind kommen, da würden sie Etwas sehen, was sie noch niemals gesehen hätten.

Wie sie vor die Thür kamen, waren drei Männer da. Sie hatten schwarze Jacken an, und lederne Schurzfelle, und der Papa sagte: »Sieh das sind Bergleute.« Mimi hatte noch niemals Bergleute gesehen, weil es in Berlin keine giebt.

Der eine von ihnen spielte auf der Geige, und der andre auf einer Clarinette. Das klang wunderhübsch. Der dritte aber hatte einen hohen Kasten vor sich stehen, und sagte, die Kinderchen sollten einmal Achtung geben, was drin stecke. Darauf zog er den Deckel vom Kasten in die Höhe, und da sah man ein allerliebstes Bergwerk.

Onkel Bühl fragte, wer dasselbe angefertigt hätte. Und der alte Bergmann sagte, das er es selbst gearbeitet habe. Es war sehr geschickt gemacht.

In dem Kasten waren von oben bis unten solche schwarze Steine, wie sie in den Bergwerken sind, welche die Bergleute tief aus der Erde graben, damit sie heruntersteigen, und Eisen und Silber, oder wohl gar Gold aus der Tiefe herausholen können. Es ist ganz dunkel in den Bergschachten, sie nehmen sich aber ein Licht mit, das man ein Grubenlicht nennt. Die Bergleute wissen geschickt die Leitern in den Bergwerken herauf und herunter zu steigen, und nehmen sich sehr in Acht, nicht herunterzufallen.

Das hatte der alte Bergmann in dem Kasten nun Alles nachgemacht.

Es waren eine Menge Männerchen in dem Kasten, welche wie die Bergleute aussahen. Sie hatten auch schwarze Jacken, Schurzfelle und Bergmannsmützen auf den Köpfen. Das eine Männchen hatte eine kleine Schubkarre mit Steinen, ein anderes saß an dem Felsen und

Illustr. v. Arnz & Cie in Düsseldorf.

Das Geschenk und die Bergleute.

THE N... YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R

hämmerte mit einem Hammer am Felsen, die andern stiegen auf den Leitern, welche der alte Bergman an den Felsen befestigt hatte, auf und nieder.

Die Männerchen saßen und standen zuerst still. Da aber der alte Bergmann anfing, das Bergwerk in Bewegung zu setzen, indem er an einem Griff drehte, welcher sich an der Seite des Kastens befand, lief das eine Männchen mit dem Schubkarren auf dem Felsenwege hin und her, das Männchen mit dem Hammer klopfte und hämmerte, während die andern Männerchens die Leitern herauf und herunter kletterten.

Das war allerliebst.

»Siehst du, Mimi,« sagte ihr Papa, »so sieht es in einem Bergwerke aus. Möchtest du wohl mit dem alten Bergmann in einen Schacht heruntersteigen?«

Mimi sah den Bergmann freundlich an, und dann ihren Papa, aber sie schüttelte mit dem Kopfe.

»Das glaube ich wohl,« sagte der alte Bergmann, »daß das schöne Mamsellchen lieber auf der Erde bleibt, als mit mir altem Mann in das dunkle Bergwerk steigt. Wir haben's recht sauer mit dem Steinfahren und Hämmern in unsern Bergwerken, und sehen oft die liebe Sonne den ganzen Tag nicht, weil wir da unten stecken. Aber das Mamsellchen freut sich doch, wenn der liebe Papa oder die liebe Mama ihm ein goldnes Kreuzchen an den Hals oder einen silbernen Fingerhut schenken. Das könnten die lieben Kinder aber nicht geschenkt bekommen, wenn uns Bergleuten der liebe Gott nicht in den Bergwerken das Silber und das Gold bescheerte, und wenn wir kein Eisen da unten fänden, so hätten die fleißigen kleinen Mamsellchen keine Scheeren und keine Nähnadeln und Messer. Ja, kleines Mamsellchen, das wird Alles aus dem Eisen gemacht.«

»Wo seid ihr denn her, guter Bergmann?« fragte Onkel Bühl.

»Wir kommen sehr weit her,« sagte der alte Bergmann, »wir sind aus Freiberg.«

»Iſt es in Freiberg ſehr hübſch?« fragte Mimi.

»Das wollte ich meinen,« ſagte der Bergmann. »Wir haben unſre Bergwerke ſehr lieb, wenn es auch dort in Freiberg viel Schnee und Eis giebt, und der Wind manchmal ganz artlich um die Naſe bläſt. Es giebt dort auch ſehr gute Kinder, die ſich gar nichts daraus machen, wenn es auch ein bischen kalt iſt, und dabei mit ihren rothen Bausbacken tüchtige Bergkinder werden.«

»Wie heißen denn die Kinder, guter alter Mann?« fragte Mathilde.

»O die haben gar hübſche Namen. Wenn ſie uns Bergleuten auf der Straße begegnen, ſagen ſie: Glück auf! du guter Bergmann, und geben einem die Hand, und ihr Papa und ihre Mama geben den armen Bergleuten manchmal eine warme Suppe, oder ein Stück Brod. Sie heißen Roſa und Ferdinand, und haben auch eine Großmutter, die ſie ſehr lieb hat, wenn ſie gut und artig ſind. Dann iſt auch eine kleine Lony in Freiberg und eine Alice und eine kleine Ellen. Die haben Roſa und Ferdinand ſo lieb und ſpielen immer mit ihnen.«

Die beiden andern Bergleute fingen jetzt einen Tanz an zu ſpielen. Die Leute aus dem Hauſe waren alle herbei gekommen, und ſtanden um die Kinder her, um das Bergwerk auch zu ſehen. Mimi und Mathilde fingen an zu tanzen, und endlich tanzten alle Leute nach der Bergmuſik.

Lore war auch dabei. Es fiel ihr ein, daß Clärchen wohl noch oben geblieben wäre, und nun weder das Bergwerk ſehen, noch mit tanzen würde. Es hatte Niemand daran gedacht, daß das unartige kleine Mädchen nicht da war, Jeder hatte das Bergwerk mit angeguckt, und die Männerchen auf und nieder ſteigen ſehen. Lore lief herauf, um Clärchen zu holen.

Dieſer war es unterdeſſen langweilig geworden, ſie war in die andre Stube gegangen, aber weil ſie grade launiſch war, und ſich nicht

überwinden mochte, so hatte sie sich nicht entschließen können, Mimi und Mathilden nachzugehen.

»Clärchen! Clärchen! wo bist du denn?« rief Lore durch die Stuben. Da saß Clärchen, und schämte sich, und rührte sich nicht.

»Aber Clärchen,« sagte Lore, »bist du noch immer eigensinnig? und neidisch auf deine Schwester dazu. Du bist ja gar kein gutes Kind! Jetzt ist Mimi da, die du so lieb hast, und du verdirbst dir alle Freude. Das kommt davon, wenn ein Kind Andern nicht auch was Hübsches gönnt und launisch ist.« Und nun erzählte sie ihr, daß die Bergleute da wären, daß sie ein wunderschönes Bergwerk zeigten, und daß Mathilde und Mimi aus allen Kräften tanzten. Sie solle doch artig sein und mitkommen.

Da besann sich denn Clärchen; sie wollte das doch auch gern sehen, versprach Loren artig zu sein, und ging mit ihr.

Unterdessen aber hatte der gute alte Bergmann den Kasten wieder zugeschoben und auf seinen Rücken genommen. Die Spielleute hatten aufgehört zu spielen und die Kinder zu tanzen. Mimi's Vater gab ihr ein blankes Geldstück, was sie den Bergleuten geben mußte, die sich bestens bei ihr bedankten und fortgingen. Onkel Bühl war auch schon mit Mathildens Papa spazieren geritten.

Da kam Lore eben mit Clärchen an. Das arme Mädchen! Nun war Alles vorbei, sie hatte sich zu spät besonnen, und ihr Neid und Eigensinn hatte sie um Alles gebracht. Sie war zwar wieder freundlich geworden, und es gereute sie sehr, daß sie so garstig gegen ihre Schwester gewesen war. Sie küßte Mathilden, und sagte, sie wollte nicht wieder so sein.

Mimi nahm sie an die Hand, sie holten die Puppen in die Laube und spielten vergnügt.

Aber die arme Cläre! Den ganzen Tag erzählten die Andern

von dem allerliebſten Bergwerke, von dem alten Bergmann, und den Muſikanten, von Roſa und Ferdinand, Lony und Alice, die in Freiberg wären, und von alledem hatte Clärchen nichts geſehen und nichts gehört.

Den andern Tag ſagte der Onkel Bühl zu ſeiner Frau:

»Liebe Frau, es iſt Zeit, daß wir unſer Verſprechen halten, nach Ilmenau zu fahren. Ich habe an unſere Conſine Sophie geſchrieben, daß wir morgen bei ihr ankommen wollen, der Bote iſt ſchon wieder da, und hier iſt der Brief, den er mitgebracht hat.«

Tante Bühl machte den Brief auf, und las ihn vor.

Die gute Sophie, die Margarethens Mutter war, und die wir ja auch ſchon kennen, ſchrieb an Onkel Bühl, daß ſie ſich ſehr freuen würden, wenn ſie Alle zuſammen nach Ilmenau kämen. Sie möchten doch ja Clärchen und Mathilde mit ihren Eltern auch mitbringen, und recht lange bei ihnen bleiben. Wilhelm und Margarethe freuten ſich ſo ſehr auf ihre Couſine Mimi und auf ihren Vetter Carl, die ſie ja gar noch nicht geſehen hätten.

So wurde denn verabredet, daß die ganze Geſellſchaft Morgen nach Ilmenau fahren, und unterweges noch den alten Herrn Heim und die alte Dame, die Frau Heim, beſuchen ſollten, welche die kleinen Mädchen vorgeſtern ſo freundlich eingeladen hatten.

Herr und Frau Heim.

Clärchens Vater hatte einen gewaltig großen offnen Wagen. Auf dieſen wurden den andern Morgen die vier Kinder geſetzt, die Eltern ſtiegen auch hinein, und ſo ging die Reiſe fort.

Das war gar luſtig, der Poſtillon blies: Schnetterding! Schnetterding! und die Pferde liefen Trab und Galop.

Als der alte Herr Heim das Schnetterding hörte, guckte er zum Fenſter heraus. »Frau,« rief er der Frau Heim zu, »Frau, wir bekommen Gäſte, geſchwinde mache deine Anſtalten, daß ſie ein gutes Mittagseſſen finden.«

Frau Heim war zwar ziemlich alt, aber ſie kam ſchnell herbeigetrippelt, um auch zum Fenſter heraus zu gucken. Hui, da kamen ſchon die vier Pferde den Berg vor dem Hofe heruntergetrabt.

»Ei,« ſagte ſie, »das iſt ja allerliebſt, daß die Kinder da angefahren kommen. Ich habe artige Kinder ſehr lieb, die ſollen ſchon heute Mittag was Gutes zu eſſen bekommen.«

Darauf trippelte ſie in die Küche und rief: »Chriſtel! Chriſtel! Hole geſchwind zwei der größten Karpfen vom Fiſcher, nimm den Haſen, den der Jäger geſtern geſchoſſen hat, und brate ihn recht ſaftig. Aber für die Kinder ſoll ein Milchreis gekocht werden, und beſtreue ihn recht dick mit Zucker und Zimmt, das lieben die kleinen Mäulchen.«

»Ja ja, meine gnädige Frau,« ſagte Chriſtel, »das wollen wir ſchon Alles recht ſchön machen,« und lief emſig hin und her, um die Karpfen zu kochen und den Haſen zu braten.

Die gute Frau Heim aber ging vor die Hausthür. Da ſtand Herr Heim ſchon, machte einen tiefen Diener, und half den Kindern und ihren Eltern vom Wagen herunter. Die Kinder gaben der Frau Heim die Hand und ſagten ſehr artig guten Tag, und die gute alte Dame herzte und küßte ſie.

Nachdem ſie ihre Gäſte in die Stube geführt, und dieſe ein wenig ausgeruht hatten, ſagte Herr Heim:

»Ich weiß nicht, ob es Ihnen gefällig iſt, vor dem Eſſen ein wenig in den Garten zu gehen. Meine Frau hat ſchon lange davon geſprochen, daß die Kinder kommen würden, und wir haben nicht vergeſſen, was wir verſprochen haben.«

Onkel Bühl nahm ſeinen Hut, und ging mit den Damen und Herrn Heim voran, und die kleinen Mädchen kamen hinter ihnen drein. Mimi nahm Carl an die Hand, denn ihre Mama hatte ihr geſagt, daß ſie Acht geben ſolle, daß der kleine wilde Junge nicht auf die Blumenbeete von Frau Heim liefe. Auch Clärchen und Mathilde waren artig und lärmten und ſchrieen nicht, wie ſie es manchmal zu thun pflegten.

Das war ein ſchöner Garten, wie ihn die Kinder noch gar nicht geſehen hatten. Gleich am Eingange ſtand ein gewaltig großes Vogelbauer auf einem Tiſchchen, worin ein Papagei ſaß. Er hatte grüne Federn auf den Flügeln, und der Leib ſah roth aus. Die Papageien haben einen ſehr dicken Schnabel, mit dem ſie die Worte, welche man ihnen vorſagt, nachſprechen lernen. Frau Heim hatte ihn immer in ihrer Stube, er wurde nur mit ſeinem Bauer herausgetragen, wenn die Sonne recht warm ſchien. Er kannte auch Frau Heim genau, weil ſie ihm täglich ſelbſt das Futter gab, und ihn oft ſtreichelte und küßte. Als er ſie kommen ſah, rief er: guten Tag! guten Tag! Jacob! Jacob! Frau Heim nahm ihn auf die Hand, und die kleinen Mädchen durften ihn in der Nähe beſehen.

»O der ſchöne liebe Papagei!« rief Mimi. »Lieber Vater, bitte,

laß auch einmal einen für mich im Walde fangen, ich will ihn recht lieb haben, und alle Tage füttern.«

Aber der Vater erzählte ihr, daß es hier in unserem Lande keine Papageien in den Wäldern gäbe, und daß der Papagei bald sterben würde, wenn er draußen im Walde bei kalten Tagen sein sollte. Denn die Papageien leben im heißen Afrika, und müssen erst in einem Schiffe über's Meer zu uns gefahren werden.

»Da sind sie ja bei den schwarzen Menschen, von denen du mir erzählt hast, lieber Vater?« sagte Mimi.

»Ja wohl,« sagte der Vater.

Weil es heute ein schöner warmer Sommertag war, so blieb Jacob mit draußen. Er hatte eine kleine Kette an dem einen Fuße, damit er nicht wegfliegen konnte, und Frau Heim nahm ihn mit sich, indem sie ihn auf der Hand behielt, als sie durch den Garten weiter gingen. Das gefiel Jacob sehr wohl, er machte allerlei närrisches Zeug, und schrie: Bonbon! Bonbon!

Frau Heim hatte keine Kinder, aber sie hatte alle Thiere sehr lieb, und hielt daher diese und jene in ihrem Garten, für die sie Futter besorgte, und die zahm waren.

Sie waren noch nicht weit gegangen, so kamen sie an einen schattigen Platz, auf dem Birken, Linden und Buchen standen, und wo auch viel Gras wuchs. Rund um den Platz war ein Zaun gezogen, und es war eine Thür in dem Zaune.

Frau Heim zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, und schloß die Thür auf. Dann bat sie, daß die Mama's ihre Töchterchen an die Hand nehmen und daß sie ganz still stehen möchten. Der Diener hatte ihr einen Korb mit Brod und gekochten Kartoffeln nachgetragen welchen er neben sie hinstellen mußte. Nun fing sie an recht laut Liese, Liese, Hans, Hans zu rufen. Da dauerte es gar nicht lange, so guckten hinter den dichten Sträuchern zwei Rehe hervor. Weil nun die klei-

nen Mädchen ganz ſtill ſtanden, ſo ſcheuten ſich die Rehe nicht. Die Lieſe kam zuerſt heran, ſie merkte gleich das Futter in Frau Heim's Hand, und fraß Kartoffeln und Brod, die ſie ihr hinreichte. Das machte dem Hans auch Luſt. Er mochte das Brod ſchon von ferne wittern. Erſt ſah er ſich mit ſeinen klugen großen Augen aufmerkſam um, als wenn er den fremden Kindern nicht traute, dann kam er auf ſeinen zierlichen Beinen ſachte heran, und fraß auch aus der Hand. Die Rehe kannten Frau Heim. Es waren ganz allerliebſte Thiere. Sie hatten ein weiches hellbraunes Fell, Hans hatte ein kleines Geweih und ein niedliches ſchwarzes Mäulchen. Die kleinen Mädchen freuten ſich gar ſehr über ſie. Frau Heim ſagte: ſie ſollten probiren, ob die Rehe ſich von ihnen ſtreicheln laſſen würden, ſie möchten langſam herzutreten, Aber als Hans ſah, daß Mimi auf ihn zukam, ſpitzte er die Ohren, machte Kehr=um, und ſprang mit hohen Sätzen über die Sträucher. Lieſe ließ ſich zwar von Mimi, Clärchen und Mathilde ein wenig ſtreicheln, als aber der kleine Carl vor Vergnügen an zu jubeln fing, und Lieſe mit ſeinen kleinen Armen um den Hals fallen wollte, da nahm ſie auch Reiß aus, und Frau Heim mochte noch ſo viel rufen: Lieſe, Lieſe! Hans, Hans! — Hans und Lieſe blieben in ihren Sträuchern.

Frau Heim führte die Geſellſchaft an eine kleine Hütte, welche für Hans und Lieſe gebaut war. Sie wurden immer die Nacht in die Hütte eingeſperrt, damit die Hunde aus dem Dorfe ihnen nichts zu Leide thun ſollten. Frau Heim ſtellte ihnen die übrigen Kartoffeln hin; ſie ſagte, wenn die Rehe wild und frei im Walde umherlaufen, da ſuchen ſie ſich ſelbſt ihr Futter, aber hier müſſen wir Menſchen für ſie ſorgen.

»Was freſſen ſie denn, wenn ſie im Walde ſind,« fragte Clärchen.

»Sie ſuchen ſich Mooſe, mein Clärchen,« ſagte der Papa, »knabbern Blätter und Knospen von den Bäumen, oder ſie pflegen wohl auch die grüne Saat auf den Feldern zu freſſen. Da kommen denn die Jäger und ſchießen ſie todt, damit ſie nicht zu viel Schaden anrichten.«

»O die ſchönen armen Rehchen,« ſagte Mimi. »Ich möchte keine todtſchießen, wenn ich ein Jäger wäre.«

»Doch Rehe todt ſchießen,« ſagte der kleine Carl, »ich will ein Jäger ſein.«

Frau Heim erzählte den kleinen Mädchen, daß Hans und Lieſe ganz klein geweſen wären, als ein Bauer ſie in's Haus gebracht hätte. Der Bauer hätte ſie auf dem Felde gefunden, als ſie noch nicht laufen konnten, und da ſie zu klein geweſen, um ſich Futter zu ſuchen, ſo wären ſie geſtorben, wenn Frau Heim ſich nicht ihrer angenommen hätte. Die gute Frau gab ihnen öfters Milch zu trinken, die kleinen Rehchen waren groß und zahm dabei geworden, und nun hatte Frau Heim ihre Freude daran.

Darauf ſchloß ſie die Thür wieder zu, und ſagte:

»Nun muß ich Ihnen aber noch vollends meinen Garten zeigen. Ich habe noch mancherlei Hübſches darin.«

Sie führte ſie zu ihren Blumenbeeten, und ſchnitt eine Menge Roſen und Jasmin ab. Ein Jedes bekam einen prächtigen Strauß. Hinter den Blumenbeeten war der Obſtgarten. Mimi war die Erſte, welche dort im Graſe vier Lämmer herumſpringen ſah. Sie waren ſo weiß, und ſie hatten ein rothes Band um den Hals.

»Siehſt du, liebe Mimi,« ſagte Frau Heim, »wir haben daran gedacht, was wir dir verſprochen haben. Wir haben die Schäfchen gleich aus der Heerde herholen laſſen, damit du und deine kleinen Freundinnen damit ſpielen könnten, wenn Ihr ankämt. Für Carl iſt auch eins dabei, Ihr könnt zu ihnen laufen und mit ihnen ſpielen.«

Das war ein Vergnügen! Die Lämmer ließen ſich von den Kindern haſchen und ſtreicheln, und fraßen Semmel aus der Hand. Die Zeit verging nur zu geſchwind. Endlich kam der Bediente, und meldete, daß angerichtet wäre. Da mußten die Kinder nun ſchon ihre lieben Lämmer verlaſſen, darüber klagten ſie ſehr. Aber Frau Heim ſagte, ſie

ſollten nur recht bald wieder kommen, dann würden ſie die Lämmer wieder im Garten finden.

Alle gingen zu Tiſch, und ließen ſich die Karpfen, den Haſenbraten und den Reis mit Zucker köſtlich ſchmecken. Mathilde war dasmal bei Tiſche eben ſo artig, als Mimi und Carl. Das hatte Herr Heim ſehr wohl gemerkt, er brachte nach Tiſche den Kindern eine ganze Taſche voll Bonbons, und ſagte zu Mathilden:

»Mathildchen, du biſt ja ſo artig geworden, daß du gleich bei uns bleiben könnteſt, ich wollte dich alle Tage bei Tiſch haben.«

Aber es war ſchon angeſpannt, Alle bedankten ſich ſehr ſchön bei Herr und Frau Heim, ſtiegen wieder in den Wagen, und nun ging's nach Ilmenau zu.

Die Gäste hinter dem Ofen.

Der Weg nach Ilmenau war doch etwas weiter, als man geglaubt hatte. Es wurde schon dunkel, als Tante Sophie endlich das Schnetterding! vom Postillon hörte, und mit ihrem Manne und Wilhelm vor die Thür lief. Margarethe hatte zwar bis acht Uhr auch mit auf ihre kleinen Gäste gewartet, weil sie aber schon den ganzen Tag herumgelaufen war, und ihr Spielzeug und ihre Puppen immer aus einer Stube in die andere getragen hatte, um ihre Cousine Mimi recht festlich zu empfangen, so war sie endlich so müde, daß sie auf ihrem Stuhle einschlief Sophie sagte also: »Geh' nur zu Bette, meine kleine Grete, die kleinen Mädchen werden auch so müde sein, daß Ihr doch heut Abend nicht mehr viel von einander habt.« Das gefiel Margarethen gar nicht.

»Nein, Mama,« sagte sie weinerlich, »ich will nicht zu Bette gehen, ich will Mimi und Carl noch sehen, ich mag nicht schlafen.«

»Komm nur zu mir,« sagte Sophie, und nahm ihre Kleine auf den Schooß. »Ich hoffe, daß mein Margaretchen halten wird, was sie mir heute versprochen hat, artig und vernünftig zu sein, damit sie mit Mimi recht vergnügt sein kann. Sieh Gretchen, wenn Mimi ankömmt, und Ihr seid Beide schläfrig, so werdet Ihr Euch gar nicht freuen können. Morgen früh ist die Freude desto größer. Ich weiß, daß mein Gretchen sich überwinden kann, wenn sie will, nicht weinerlich zu sein, und ihrer Mama zu folgen, weil sie weiß, daß die Mama es so gut meint. Und was würde Onkel Bühl davon denken, wenn du hier säßest, und nicht

mehr artig ſein könnteſt, weil du ſo ſchläfrig wärſt. Hier haſt du einen von den kleinen Kuchen, die für euch Kinder gebacken ſind, den nimm mit und ſage deinem Vater freundlich gute Nacht.«

Margarethe beſann ſich ein Weilchen. Es wurde ihr ſchwer, der Mama zu folgen. »Aber die Mimi muß gleich morgen früh an mein Bette kommen, nicht wahr, Mama?« fragte ſie.

»So wie ſie aufſteht, bringe ich ſie zu dir, Margaretchen,« antwortete die Mutter.

Da ſagte Margaretchen dem Papa freundlich gute Nacht.

Es war auch recht gut, daß Margaretchen nicht aufblieb, denn die kleinen Mädchen waren alle drei ſo müde geworden, daß ſie ſich kaum aus dem Schlaf ermuntern konnten, als der Wagen vor dem Hauſe hielt. Carl ſchlief ſchon lange, und wurde ſogleich in ſein Bette getragen. Auch Mathilde war zu müde, und verlangte zu Bett. Die beiden Aelteſten, Clärchen und Mimi, aber gingen mit den Uebrigen in die Stube, wo Sophie ſchon lange den Thee mit Kuchen, Butterbrod und mehren Gerichten für die Gäſte bereit hatte.

Alle freuten ſich gar herzlich, einander wieder zu ſehen. Tante Bühl umarmte ihre liebe Sophie, die ſie ſo lange nicht geſehen hatte, und Sophie nahm Mimi in ihre Arme und freute ſich, daß ſie ſo groß geworden war: denn Tante Sophie hatte Mimi nur geſehen, als ſie ein ganz kleines Kind war.

Aber wie freute ſich Mimi, als ſie noch mehr Gäſte erblickte, die ſich hinter den Ofen verſteckt hatten, und nun von Mimi's Vater hinter dem Ofen vorgeholt wurden. Das war nämlich der Onkel Ernſt und ſein Hermann und endlich auch noch der Vetter Fritz. Die waren alle von Sophien eingeladen worden, und aus der Stadt nach Ilmenau gekommen.

Da war nun viel Lachen und viel Reden. Einer freute ſich, daß der Andere da war, und Mimi und Clärchen, die wieder ganz munter

geworden waren, liefen vom Onkel Ernſt zu Tante Sophie, von Tante Sophie zu Wilhelm und Vetter Fritz, und dann zum Onkel Lief, ſo hieß Wilhelm's Vater, und immer die Reihe herum.

Endlich ſagte Tante Sophie: »Kommt, Ihr kleinen Mädchen, ſetzt Euch mit Wilhelm hier an den Tiſch, hier habt Ihr geſchwind eine Taſſe Milch und Kuchen und Butterbrod; Ihr müßt wohl nun auch zu Bette, ſonſt ſeid Ihr morgen früh noch nicht auf, wenn Margaretchen ausgeſchlafen hat. Wollt Ihr ſie aber gern heute Abend noch ſehen? Dann müßt Ihr aber ganz ſachte gehen.«

»Ach ja, ach ja,« riefen Mimi und Clärchen.

Sophie nahm ein Licht und ging voran.

»Wir müſſen ſie auch ſehen,« ſagten Tante Bühl und Adelheid, und gingen mit den beiden Mädchen auf den Zehen Sophien nach, um Margaretchen nicht aufzuwecken.

Da lag das kleine Mädchen mit dicken rothen Bäckchen, die Arme ausgeſtreckt, in ihrem Bette, und ſchlief ganz feſt. Mimi hätte ihre kleine Couſine gar zu gern gleich abgeküßt. Aber das durfte ſie nicht.

»Morgen früh, morgen früh,« ſagte Sophie, »da ſollt Ihr mit einander ſpielen und herumlaufen, daß es eine Luſt iſt.«

Die Bekanntſchaft und die Ziegenböcke.

Mimi hatte des andern Morgens gar keine Ruhe, bis ſie Margaretchen geſehen hätte.

Als ſie herunter kam, ſaßen alle Onkels und Tanten ſchon unter der ſchönen großen Halle, wo das Frühſtück bereitet war. Es war ſehr angenehm in der Halle, man ſah auf den großen grünen Platz vor dem Hauſe, es wuchſen Epheu und Weinſtöcke an der Mauer herauf, und die Halle wurde dadurch ſchattig und kühl.

»Da kommt ja unſere Mimi ſchon,« rief Sophie. »Guten Morgen! Nun mußt du geſchwind zu Margaretchen kommen, ſie iſt auch ſchon aufgeſtanden.«

Mimi hüpfte neben der Tante her. Magaretchen hatte Agnes gebeten, ſie recht geſchwinde zu waſchen und anzuziehen, denn ſie müßte ja zu ihrer Mimi, die ſie noch niemals geſehen habe, und doch ſchon ſo ſehr liebe.

Agnes wollte ihr eben das Kleid anziehen, da machte Sophie die Thür auf und ſagte: »Margaretchen, hier bring' ich dir deine Mimi.«

Mimi lief auf Gretchen zu, und blieb vor ihr ſtehen. Gretchen ſtand auch ſtill, und da ſtanden die beiden Couſinen und ſahen einander in die Augen.

»Gieb doch Mimi die Hand' Margaretchen,« ſagte Agnes, »du haſt dich ja ſo ſehr auf ſie gefreut, und nun ſtehſt du da, als wenn du nicht drei zählen könnteſt.«

Die närriſchen kleinen Mädchen waren ganz verlegen. Keine konnte der andern was ſagen. Mit einem Male aber fiel Mimi Gretchen um den Hals, und ſie nahmen ſich an die Hand, um mit Sophien in die Halle zu gehen. Sophie ging voran; da dauerte es gar nicht lange, ſo hatten Mimi und Gretchen auch ihre Plappermäulchen aufgethan, und ſchwatzten und erzählten ſich von allem Möglichen, als wenn ſie ſchon acht Tage beiſammen geweſen wären.

Unterdeſſen waren Cläre und Mathilde auch herzu gekommen. An der andern Seite in der Halle ſtand ein großer Tiſch für die Kinder. Wilhelm, Hermann und Carl ſetzten ſich mit daran, um zu frühſtücken.

Wilhelm und Margarethe wollten den Andern nun durchaus Alles zeigen, was ſie Schönes hätten, und die ganze Kinderſchaar ſetzte ſich in Trab.

Zuerſt ſollte Hermann den ſchönen Wagen in Augenſchein nehmen, den Wilhelm zu ſeinem Geburtstage mit ein Paar Ziegenböcken geſchenkt bekommen hatte. Die beiden Knaben liefen alſo auf den Hof. Aber die kleinen Mädchen mußten doch nothwendig erſt Margaretchens Puppen kennen lernen, die ſchon ſeit geſtern Mittag ſchön angeputzt da ſaßen, und auf Mimi, Clärchen und Mathilde warteten.

Margarethe hatte ein allerliebſtes Puppen-Sopha, drei Stühle und ein Tiſchchen, die kleinen Puppendamen ſaßen ſchön angethan um das Tiſchchen herum, auf welchem ein Kaffeeſervice mit ſechs Taſſen ſtand. Sophie hatte Margarethe Chocoladenplätzchen gegeben, die ſchon in den Täßchen lagen, und die Gäſte mußten neben den Puppen Platz auf dem Sopha nehmen und Chocolade trinken Außerdem hatte Margarethe auch ein Schränkchen mit Glasthüren, durch welche man Alles ſtehen ſehen konnte, was drin war. Da war ein kleiner Brunnen, in welchen Waſſer gegoſſen werden konnte, um es wieder heraus zu pumpen, wie man es bei wirklichen großen Brunnen auf der Straße macht: dann ſchönes Kochzeug, ein Wagen mit einem Eſel, worauf ein Männchen ſaß, zwei Schäfchen und eine Menge Hühner und Pfauen. Sogar ein

Neſtchen ſtand in dem Schranke, worauf ein Vögelchen ſaß und die Eier ausbrütete.

Das gefiel den Kindern herrlich. Beſonders wollte Clärchen gar nicht mehr von dem Schränkchen weg, und bat Agnes dringend, daß ſie doch den Schrank aufſchließen möchte.

Agnes wollte es ihr zu Gefallen thun, als Hermann und Wilhelm luſtig in die Stube platzten.

»Was?« rief Wilhelm, »ſeid Ihr noch immer bei den Puppen? Nun ja, das weiß ich ſchon, wenn die Mädchen über die Puppen kommen, iſt gar nichts mit ihnen anzufangen. Nicht wahr, Hermann? Kommt doch mit hinunter, Mimi und ihr Andern, wir haben den Wagen mit den Ziegenböcken angeſpannt, Ihr ſollt ſpazieren gefahren werden. Kommt nur, macht fix!«

»Den Wagen mit den Ziegenböcken?« rief Mimi. »Ei den muß ich ſehen, ich komme gleich, Wilhelm, aber ich will erſt den kleinen Carl holen, daß er ihn auch ſieht.« Und huſch, huſch! lief Mimi davon.

»Nun, Magaretchen,« ſagte Hermann, »ſetze deinen Hut auf, und komme mit Cläre und Mathilden nach. Komm, Wilhelm, wir müſſen nach den Ziegenböcken ſehen, ſonſt laufen ſie uns davon.«

»O das hat keine Noth,« ſagte Wilhelm, »Johann wird ſie ſchon feſthalten, bis wir kommen.«

Wilhelm und Hermann konnten es nicht erwarten, daß ſie wieder bei den lieben Ziegenböcken wären, und liefen wieder herunter.

Mathilde und Margarethe ſetzten die Puppen in die Ecke, und wollten ihnen nach.

Clärchen aber hätte noch lieber die niedlichen Sachen in dem Schränkchen unterſucht, und Clärchen mochte nicht immer gern das thun, was die Andern wollten.

»O ich wäre lieber noch hier geblieben,« ſagte ſie ärgerlich, »die Jungens hätten auch noch mit ihren Ziegenböcken warten können.«

Aber Mathilde und Gretchen hörten nicht auf sie, und liefen zur Thür heraus. Da fiel Clärchen ein, wie es ihr vor ein Paar Tagen mit dem Bergwerke gegangen war. Das war noch gut, daß sie daran dachte. Geschwind überwand sie sich, blieb freundlich und ging mit den Andern.

Mimi war auch schon mit Carl da.

»Wilhelm, Wilhelm,« rief sie, »was hast du da für eine prächtige Equipage! Nein, seht nur die Ziegenböcke und den schönen Wagen!«

»Carl will mit, Carl will mit!« rief der kleine Carl, und klatschte in seine Händchen.

Wilhelm saß auf dem Bocke, hatte eine Peitsche in der Hand und die Zügel. Er hatte Hermann die Zügel geben wollen, aber weil dieser noch niemals gefahren hatte, so meinte Johann, es wäre besser, wenn Wilhelm führe, und Hermann das Fahren erst von Wilhelm lernte. Die Ziegenböcke hatten ordentliches Geschirr, wie es die Pferde haben. Sie ließen sich recht gut lenken, und sahen mit ihren Hörnern und langen weißen Bärten stattlich genug aus. Nun setzten sich Mimi und Clärchen mit Carl in den Wagen, und Hermann, Margarethe und Mathilde gingen neben her, und sollten dann auch an die Reihe kommen.

Kaum sagte Wilhelm: »fort, du Ziegenbock, fort!« so zogen die Ziegenböcke tapfer an, und es dauerte auch gar nicht lange, so war die kleine Gesellschaft schon weit vom Hause weg. Denn die Ziegenböcke liefen gewaltig schnell, und auf den schönen glatten Sandwegen in dem großen Garten rollte das Wägelchen leicht fort. Wenn Hermann, Margarethe und Mathilde nicht quer über den Rasen gelaufen wären, bis an die Ecke, wo es einen kleinen Berg hinanging, so hätten sie die Ziegenböcke gar nicht einholen können. Sie hatten noch nicht lange dort gewartet, als Wilhelm mit seiner Equipage auch ankam und still hielt.

»Ihr müßt jetzt aussteigen,« sagte er zu Mimi und Clärchen, »nun kommen die Andern dran.«

Das thaten die beiden Mädchen denn auch sogleich, aber Carl

wollte durchaus nicht aus dem Wagen. Er ſchrie und rief: »Nicht aus dem Wagen! weiterfahren, weiterfahren!«

Mimi redete ihm zu und ſagte: »Die Andern müſſen auch fahren, Carlchen, du ſollſt nachher wieder in den Wagen.« Aber der kleine Junge war noch unverſtändig und ſchrie immer zu.

Da ſchlug ſich Hermann in's Mittel. »Ei laß ihn nur, Mimi,« ſagte er, »ich werde ſchon nachher noch mit Wilhelm fahren, laß ihn nur ſitzen bleiben, ich gehe neben her.«

»O du guter Vetter Hermann!« ſagte Mimi. »Carl ſei artig, gieb Hermann dein Händchen, du kannſt drin ſitzen bleiben.« Da lachte Carl, gab Hermann die Hand, und Margarethe und Mathilde ſetzten ſich in den Ziegenbockswagen.

Wilhelm verſtand eigentlich das Fahren ſchon ganz gut, und er war auch gewöhnlich recht vorſichtig dabei. Darum hatte der Onkel Lief erlaubt, daß er ſeine Gäſte fahren dürfte. Die Ziegenböcke ſahen ſehr hübſch aus, aber ſie waren, wenn es ihnen gerade einfiel, ſehr wild. Das lange Stehen hatte ihnen gar nicht gefallen, ſie wollten immerzu laufen. Als nun Wilhelm wieder rief: »Fort, Ziegenbock, fort!« ſo ſetzten ſie ſich in Galop den kleinen Berg hinan, Wilhelm konnte ſie kaum halten. Margarethe und Mathilde fingen an ſich zu fürchten und zu quieken, dadurch wurden die Ziegenböcke noch unbändiger. Bergauf konnte indeſſen Wilhelm die Zügel noch feſthalten, als es aber den Berg wieder hinunter ging, galopirten die unverſtändigen Ziegenböcke ſo gewaltig, daß ein Rad vom Wagen abflog, und Pardauz! da lag der Wagen mit ſammt den drei Kindern.

Zum größten Glücke kam Vetter Fritz eben über's Feld mit ſeiner Flinte gegangen, weil er die Abſicht hatte, einen Haſen zu ſchießen. Als er ſah, was da auf dem Wege im Garten geſchah, warf er die Flinte in's Korn, lief was er laufen konnte, ſprang über einen Graben, und kam noch zu rechter Zeit, um die Ziegenböcke aufzuhalten, daß ſie nicht weiter galopirten.

Illustr. v. Arnz & Cie in Düsseldorf

Die Bekanntschaft und die Ziegenböcke.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

»Aber ums Himmelswillen, Wilhelm, was macht Ihr für Streiche,« rief Fritz. »Wenn ich nun nicht gerade in der Nähe geweſen wäre.«

Er band die Ziegenböcke an einem Baume feſt, ſie mochten ſich wehren wie ſie wollten; Wilhelm war raſch aufgeſprungen, und er und Fritz halfen den Uebrigen aus dem umgeworfenen Wagen.

Aber damit war es freilich noch nicht abgemacht. Der kleine Carl und Mathilde weinten jämmerlich, Carl's Naſe blutete tüchtig, und Mathilde war mit dem Kopf an einen Baum angeflogen; ſie hatte ſich an der Stirn blutig geſchlagen.

Als Mimi geſehen hatte, daß der Wagen umſchlug, war ſie außer ſich und rief: »Carl, mein Carl, du ſollſt nicht fallen, mein Carl!« Sie kam geſchwind herbei, und als ſie ſah, daß ſein kleines Geſicht voller Blut war, fing ſie auch an zu weinen, nahm ihn in ihre Arme, und wiſchte ihm mit ihrem Schnupftuche das Blut ab, wodurch aber ſeine Hände und das Geſicht auch voller Blut wurden, und Carl weinte nun mit Mimi um die Wette. Unterdeſſen hatte Wilhelm die kleine Mathilde in die Höhe gehoben, und als er ſah, was ſein Umwerfen für Unheil geſtiftet hatte, war er außer ſich. Er lief von Mathilde zu Mimi und von Mimi zu Mathilde, und wußte gar nicht, wie er es nur gut machen ſollte.

»Mimi, liebe Mimi,« rief er, »ich konnte wahrlich nichts dafür, die Ziegenböcke ſind in ihrem Leben noch nicht ſo wild geweſen, Johann muß ihnen zu viel Futter gegeben haben, ich konnte ſie dasmal gar nicht halten, aber ſie ſollen mir wieder kommen! Carl ſei ſtille, wir wollen dich zu deiner Mama bringen! Mathilde, thut dir die Stirn ſehr weh? Mama ſoll dir Goldcream drauf legen, komm, ich will dich zu ihr bringen.«

Indeſſen war Hermann der Beſonnenſte von Allen. Das Haus vom Gärtner war nicht weit von dem kleinen Berge, wo ſie ſich befanden. Hermann lief zum Gärtnerhauſe, und bat die Frau Gärtnerin um einen Topf. Dieſe war auch gleich bereit dazu, und pumpte ſelbſt friſches

Waſſer hinein. Damit kam er ungeſäumt bei der kleinen Geſellſchaft an.

»Hermann iſt der Geſcheuteſte!« rief Fritz, »komm, Hermann, wir wollen der Doctor ſein, ſo wird ſich Alles bald wieder geben.«

Fritz und Hermann nahmen nun ihre Schnupftücher, legten ſie zuſammen, und nachdem ſie dem kleinen Carl Hände und Geſicht von Blut rein gewaſchen, band Fritz Mathilden das Tuch um die Stirn, welches er in das friſche Waſſer getaucht hatte; als ſie das Blut nicht mehr laufen ſah, hörte ſie auf zu weinen. Hermann wußte auch Mimi ſo gut zuzureden, und machte ſeinem kleinen Vetter Carl ſo zu lachen, daß dieſer ſein Naſenbluten vergaß.

Die Mädchen hatten aber die Luſt verloren, ſich in den Ziegenbocks-wagen zu ſetzen, es wollte Keine mehr hinein. Fritz nahm daher Carl auf den Arm, Mimi und Clärchen Mathilden in die Mitte, und Margarethe lief nach dem Hauſe voraus, um ihre Mama und Tante Bühl zu holen.

Wilhelm mußte indeſſen mit ſeinen Ziegenböcken fertig werden. Er war ſehr ärgerlich auf die lieben Ziegenböcke, ſpannte einen nach dem andern wieder an den Wagen, an dem er das Rad ſo gut als möglich befeſtigt hatte, und brachte die Equipage mit Hermann's Beiſtand in den Hof zurück. Er konnte es jedoch nicht unterlaſſen, den Ziegenböcken mit einigen derben Peitſchenhieben ſeinen Zorn zu erkennen zu geben.

»Schlage die ſchönen Ziegenböcke nun aber nicht mehr,« ſagte Hermann, »du weißt ja, Wilhelm, daß du ſie auch nicht ſehr geſchickt gelenkt haſt, und Ziegenböcke haben ja nun einmal keinen Menſchenverſtand.«

Tante Bühl und Mathildens Mutter, Adelheid, erſchraken allerdings, als ſie hörten, was geſchehen ſei. Sie liefen den Kindern entgegen, Carl ſtreckte die Arme nach ſeiner Mama aus, und fing wieder

an zu weinen. Indessen beruhigten sie sich; als sie sahen, daß es nicht schlimmer war. So eben kamen Wilhelm und Hermann an, und Wilhelm bat die Tanten so inständig, nur nicht böse auf ihn zu sein, daß Tante Bühl ihm gern vergab und sagte: »Ich muß zwar glauben, daß du noch kein besonders geschickter Kutscher bist, daß du aber auch die Kräfte noch nicht hast, die wilden Thiere festzuhalten, wenn sie davon gehen. Es thut mir nur leid, daß euch Allen der Spaß mit dem Ziegenbockswagen dadurch verdorben ist.«

»Ja,« sagte Sophie, »und das kommt hauptsächlich davon her, daß mein dreister Wilhelm geglaubt hat, schon allein sicher genug fahren zu können, und daher Johann nicht mitnahm, wie es der Vater ihm gesagt hatte.«

»O liebe Mutter,« sagte Wilhelm, »ich will es ein andermal gewiß thun, wenn nur die Cousinen wieder fahren wollen.«

Das war schon ganz gut, aber die Mamas fanden es doch für besser, das Fahren sein zu lassen.

»Die kleinen Mädchen werden den Nachmittag nun einmal mit den Sachen im Schränkchen spielen,« sagte Sophie. »Gegen Abend können sie zu Mutter Rutheni gehen und Annemarie einladen, morgen Nachmittag herzukommen. Wir werden morgen einen Hahnenschlag haben, und da seid nur Alle hübsch vernünftig, daß ihr mit gesunden Nasen und Köpfen dabei sein könnt.«

»Einen Hahnenschlag?« rief Wilhelm. »O mein Mütterchen, das ist prächtig, das ist herrlich! Ich kann's doch Lambert, Paul und Martin auch sagen, daß sie dabei sein sollen? Du läßt ja doch die Leute wohl dazu Alle zusammen kommen? Nicht wahr, ich darf?«

»Ja,« sagte Sophie, »aber heute spielt ihr nun keine wilde Spiele mehr, Wilhelm, sondern Herr Reinhard geht mit dir und Hermann zum Förster in den Wald.«

»Ach ja, das wollen wir,« sagte Wilhelm.

763412 A

»Wie iſt denn der Hahnenſchlag?« fragte Hermann.

»Das wirſt du ſchon erfahren,« antwortete Tante Bühl, »es ſoll dir ſchon gefallen.«

»Komm nur jetzt mit, Hermann, wir wollen den Wagen zum Rademacher Boſſe bringen, um ihn ausbeſſern zu laſſen. Ich werde dir unterwegens vom Hahnenſchlage erzählen.« Mit dieſen Worten nahm Wilhelm Hermann an die Hand, und fort gingen ſie.

Die kleinen Mädchen spielen zusammen.

Margaretchens Schrank war doch gar zu hübsch. Die kleinen Mädchen waren so ämsig wie die Bienen, indem sie Alles herauskramten und bewunderten. Eine Jede hatte sich bald dasjenige von den Sachen genommen, was ihr gerade am besten gefiel. Mathilde hatte alle Puppen um sich herum gesetzt, und erzählte ihnen Geschichten, wie sie ihre Mama ihr erzählt hatte; Clärchen gefiel das Nestchen mit dem Vögelchen und den Eiern am besten; sie ließ die Hühner und die Pfauen um das Nestchen herumspazieren, und gackerte und piepte, wie die Hühner und das Vögelchen es zu thun pflegen. Margarethe hatte sich zwar sehr gefreut, daß Clärchen und Mathilde auch mit angekommen waren, aber Mimi hatte sie am liebsten von den dreien; Mimi mochte gehen oder stehen wo sie wollte, Margarethe war ihr immer zur Seite. Nun ist es wahr, daß Mimi am artigsten zu spielen verstand.

Sie hatte den Brunnen aus dem Schranke genommen, Wasser hineingegossen, und zwei kleine Eimer aus Margarethens Küche geholt. Diese wurden nun aus dem Brunnen voll gepumpt, Mimi sagte, sie wäre der alte Laas, und Margarethe wollte seine Magd Fieke sein, die den Kühen das Wasser in den Stall bringen müsse, welches der alte Laas in die Eimer pumpte. Margarethe lief ämsig hin und wieder mit den Eimern und that, als wenn sie ihre Kühe daraus tränke. Das gefiel Mathilden auch sehr, die Puppen hörten ihre Geschichten wohl mit an, aber machten gar zu langweilige Gesichter dazu.

»Höre, Mimi,« sagte sie, »laß mich auch mit spielen, ich will auch eine Fieke sein, die dem Laas das Wasser tragen hilft.«

»Nun komm nur her,« sagte Mimi, »hier hast du einen großen Topf, der geht auch zum Wassertragen.«

Als das Margarethe sah, lief sie geschwind zu Mimi und sagte: »O nein, Mimi, ich will dir Wasser tragen, du sollst mit mir spielen, Mathilde kann bei ihren Puppen bleiben.«

Mimi sagte ihr, daß sie ja die Eimer hätte, und Mathilde hätte den Topf, sie könnten ja beide Wasser tragen, Mimi wolle noch mehr Wasser in den Brunnen gießen. Aber Margarethe faßte Mimi am Arm, hielt sie fest und wiederholte immer fort: »Mimi soll mit mir spielen, es ist meine Mimi, sie geht dir gar nichts an, Mathilde.«

Das verdroß aber Mathilden sehr. Sie hatte Mimi auch lieb, und Mimi spielte immer mit ihr, wenn sie in Berlin waren. Sie stand mit ihrem verbundenen Kopfe betrübt da, zog eine Schüppe mit ihrem kleinen Munde, und wollte eben anfangen zu weinen. Als Clärchen Margarethe so reden hörte, kam sie von ihren Hühnern und Pfauen herbei, denn sie hatte ihre Schwester sehr lieb, und wollte es nicht leiden, daß sie nicht mit Wasser tragen sollte.

»Das kannst du uns aber gar nicht verbieten, Margarethe,« sagte sie, »daß wir der Mimi auch Wasser tragen, wenn wir wollen, so gut wie du.«

»O Margaretchen,« sagte Mimi, »laß Clärchen und Mathilde nur mit spielen, uud laß mich nur los, ich habe dich ja lieb, das weißt du, aber ich liebe die Andern auch, und es ist ja recht lustig, wenn ihr Alle Wasser tragt.«

Doch Margarethe war nun einmal unverständig und sagte: »Aber wir beide haben doch nun einmal zusammen angefangen, und du sollst mit mir spielen.«

Da nahm Clärchen Mathilden an die Hand und sagte: »komm,

Mathilde, wir wollen hinunter gehen, und im Garten mit Blumen ſpielen.« Die beiden Schweſtern gingen fort.

Das dauerte Mimi.

»Clärchen! Mathilde!« rief ſie ihnen nach, »kommt doch nur wieder! Margarethe wird gewiß gut ſein, wir wollen zuſammen ſpielen.«

In demſelben Augenblicke trat Sophie in die Stube. Sie war den beiden Schweſtern auf der Treppe begegnet.

»Was iſt denn hier vorgegangen,« fragte ſie? »Ich denke, ihr ſeid vergnügt mit einander, und nun finde ich Margaretchen hier mit einem unfreundlichen Geſicht, und Clärchen und Mathilde ſahen auch nicht gerade luſtig aus. Was habt ihr nur?«

Da ſtanden Mimi und Gretchen, ohne ein Wort zu ſagen.

»Ich will zu ihnen gehen, liebe Tante Sophie,« ſagte endlich Mimi, »damit ſie wieder vergnügt werden.« Und damit lief Mimi die Treppe hinunter.

»Komm einmal her zu mir, Gretchen,« ſagte Sophie. Gretchen kam betrübt herangetreten.

»Ich ſehe dir's an, daß du wohl nicht artig geweſen ſein magſt,« fuhr Sophie fort, »aber du wirſt mir gewiß ſelbſt alles aufrichtig ſagen, Margaretchen, das weiß ich. Was habt ihr vorgehabt?«

Da klagte Margarethe der Mutter ihre Noth.

Sophie ſagte: »Gretchen, du biſt ſehr unverſtändig. Würde es dir wohl gefallen, wenn Clärchen und Mathilde nichts von dir wiſſen und ohne dich mit Mimi ſpielen wollten? Und Mimi, die du ſo lieb haſt, wäre jetzt nicht von dir gegangen, wenn ſie die Andern nicht lieber haben müßte, als dich, weil du ſo mißgünſtig und eiferſüchtig biſt. Wer Andern das Gute nicht gönnt, was er ſelbſt haben möchte, den mögen die Andern auch nicht. Es iſt ſehr garſtig, eiferſüchtig zu ſein und man verdirbt ſich ſelbſt dadurch alle Freude.«

Margarethe ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen.

»Was wirſt du nun jetzt machen?« fragte Sophie.

»Ich weiß nicht,« ſagte Gretchen weinerlich.

»Ich will dir einen guten Rath geben,« ſagte ihre Mutter. »Wenn ich wie du wäre, ich liefe den kleinen Mädchen nach, und bäte Clärchen und Mathilde ſo lange, nicht böſe zu ſein, bis ſie wieder gut wären. Nun, wie ſteht's? Willſt du?«

Margarethe ſchüttelte mit dem Kopfe.

»Warum nicht?« fragte Sophie.

»Ich ſchäme mich,« ſagte Gretchen leiſe, »ich fürchte mich vor Clärchen und Mathilde.«

»Da haſt du Unrecht, Gretchen,« antwortete Sophie. »Man muß ſich nicht ſchämen, wieder gut zu machen, was man dumm gemacht hat, man muß ſich nur ſchämen, daß man dumm gehandelt hat. Iſt denn mein Gretchen kein gutes Kind? Kann ſie ſich nicht überwinden?« fragte die gute Sophie, und ſtreichelte ihr die Haare aus der Stirn.

Da legte Gretchen ihren Kopf an die Mutter und ſagte: »ich will zu ihnen gehen, Mama, komm du aber mit, bitte, komm mit.«

»Ich wollte dir den Gefallen wohl thun, Margaretchen, aber es iſt viel hübſcher, wenn du allein gehſt. Dann ſehe ich, daß du dich wirklich überwinden kannſt, und die Andern werden dich viel lieber haben, wenn du ſelbſt deinen Fehler wieder gut machſt. Auch kann ich dich nicht begleiten, denn Tante Bühl und Tante Adelheid warten auf mich.«

Als ſie ſo geſagt hatte, ging Sophie fort.

Die kleine Grete ſtand noch ein paar Augenblicke, und beſann ſich. Dann aber lief ſie hinunter, ſuchte Mimi und die Andern auf, und verſprach ihnen, nicht wieder eiferſüchtig zu ſein.

Mutter Rutheni auf der Bleiche.

Als es nicht mehr so heiß war, gingen die Kinder zu Mutter Rutheni.

Gretchen führte ihre kleinen Gäste in das Gärtchen; es war Niemand zu sehen, das Haus war zugeschlossen.

Es dauerte aber nicht lange, so kam Annemarie herbei. Sie hatte sich den Rock aufgeschürzt, und eine Gießkanne in der Hand.

»Ei,« rief sie, »ich dachte mir's bald, daß du es mit deinen Gästen wärst, Margaretchen, als ich den Caro bellen hörte. Meine Mutter ist aber nicht im Hause, sie ist mit mir auf der Bleiche, wir begießen eben. Kommt doch mit zu ihr, sie wird sich recht freuen.«

»Ach das ist herrlich,« sagte Margarethe, »auf der Bleiche! kommt geschwind, ihr Mädchen! Wir müssen auf die Bleiche.«

Das war Mimi und Clärchen ganz was Neues.

Hinter dem Garten war eine Wiese, auf welcher Mutter Rutheni ihre Leinwand bleichte. Ganz dicht dabei floß ein schöner klarer Bach, aus welchem das Wasser zum Begießen der Leinwand geschöpft wurde. Eben hatte Käthe zwei große Gießkannen Wasser gebracht und Mutter Rutheni war geschäftig beim Begießen. Als aber Annemarie mit ihren Gästen um die Ecke kam, setzte sie die Gießkanne nieder, hielt die Hand vor die Augen, denn die Sonne blendete sie, um zu sehen, wer da käme.

»Ah,« sagte sie, »willkommen, ihr lieben Kinder! Das ist schön, daß Margaretchen euch zu uns bringt.« Und nun mußte Margarethe der freundlichen Mutter Rutheni die Gäste alle bei Namen nennen. Mutter Ru-

theni gab einer Jeden die Hand und ſagte, ob ſie müde wären, ſie ſollten ſich mit Annemarie dort auf die Bank ſo lange ſetzen, ſie werde bald fertig ſein mit der Leinwand.

Aber die kleinen Mädchen waren gar nicht müde; ſie wollten Mutter Rutheni helfen, ſagten ſie.

Die großen Stücken Leinwand hatten den ganzen Tag in der Sonne gelegen, und wenn ſie trocken geworden waren, hatte ſie Käthe immer wieder begoſſen. Dadurch war die graue Leinwand ſchon blendend weiß geworden, wie ſie Mutter Rutheni zu ſchönen neuen Hemden für ſich und ihre Annemarie brauchen konnte Schon ſeit ein paar Wochen hatte das Bleichen der Leinwand der Mutter Rutheni viel Arbeit gemacht, ſie war des Abends oft ſehr müde vom Begießen geweſen, aber das fleißige Mütterchen hatte ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen.

»Es wird uns gar ſchön gefallen,« pflegte ſie immer zu ſagen, »wenn das Hemde iſt blank wie der Faden lang.«

Denn Mutter Rutheni hatte im Winter das Garn geſponnen, aus dem der Leinweber die Leinwand gewebt hatte, welche jetzt auf der Bleiche lag.

»Haſt du auch mit geſponnen, Annemarie?« fragte Mimi.

»Ja wohl,« ſagte Annemarie, »ich habe auch ein Spinnrad, es iſt gar hübſch, wenn wir die langen Winterabende im warmen Stübchen am Kamin ſitzen, und unſere Räder ſchnurren mit einander. Dann erzählt mir mein Mütterchen Geſchichten, oder wir ſingen mit einander.«

»Ei, ich möchte gleich mit euch ſpinnen,« ſagte Mimi.

»Das würde wohl nicht gleich ſo gehen,« ſagte Annemarie lachend. »Ich habe ſchon vor zwei Jahren angefangen zu ſpinnen, aber mein Garn iſt doch noch gar nicht ſo ſchön wie das, was meine Mutter ſpinnt. Aber künftigen Winter wird's ſchon beſſer gehen, nicht wahr, Mütterchen?«

»Das hoffe ich,« ſagte Mutter Rutheni, »beſonders wenn du von dem ſchönen Flachſe ſpinnſt, den deine Pathe dir geſchenkt hat.«

»Wo kommt denn der Flachs her, den du spinnst?« fragte Mathilde.

»Der wächst so gut auf dem Felde, wie das Korn, kleines Mathildchen,« sagte Mutter Rutheni.

»O ich habe schon Flachs wachsen sehen,« sagte Mimi, »mein Papa hat mir ihn gezeigt, als wir zu Tante Adelheid fuhren. Er sah grün aus, und hatte allerliebste blaue Blüthen. Nicht wahr, Mutter Rutheni, so sieht er aus?«

»Ganz recht,« antwortete das Mütterchen. »Und wenn er abgeblüht hat, und gelb und trocken wird, dann rauft man ihn aus, und macht ihn zum Spinnen fertig Annemarie kann euch drinnen Flachs zeigen, von dem sie spinnt.«

Unterdessen hatte Käthe die großen Leinwandstücken zusammengeschlagen und von der Wiese aufgehoben, um sie auf einem Schubkarren zu Hause zu fahren. Denn es wurde Abend, und die Leinwand konnte des Nachts nicht draußen gelassen werden. Das that den kleinen Mädchen leid, sie hätten gar zu gern mit begießen helfen.

Mutter Rutheni ließ sie nicht eher fortgehen, als bis sie ein Butterschnittchen mit köstlichem Ziegenkäse gegessen hatten, schon lange hatte Annemarie denselben für Margarethe aufgehoben.

Margarethe vergaß nicht, Annemarien zum Hahnenschlagen einzuladen, und diese versprach sehr erfreut sich einzustellen.

Der Wald.

Die Knaben waren unterdeſſen in den Wald gegangen. Fritz hatte ſeine Flinte mitgenommen, und der treue Hund Nero ſprang vor Freuden an ihm in die Höhe und leckte ihm freundſchaftlich in's Geſicht dafür, daß er ihn mitnahm.

Wilhelm wußte im Walde gut Beſcheid, er führte ſeine Vettern tief hinein, wo die Bäume hoch und dicht ſtanden, und der blaue Himmel vor Laub und Zweigen über ihnen faſt nicht zu ſehen war. Wilhelm war nirgends lieber, als im Walde. Da iſt's ſo kühl und ſo ſtill, der Wind rauſcht durch die Bäume; doch weil es eben noch heiß und ſchwül war, ſaßen die Vögel auch ſtill in ihren Neſtern oder in den Zweigen, und ſie waren ſchon tief hineingegangen, ohne einen Laut zu hören. Mit einem Male ſtand Wilhelm ſtill. Nero, den er eben zu ſich gerufen hatte, daß er nicht nach den Rehen jagen ſollte, ſtand vor ihm, wedelte mit dem Schwanze, und gab auf Wilhelm's Augen Acht. Denn die Hunde verſtehen ſehr gut, was ihr Herr will und thut.

»Horch!« ſagte Wilhelm, »ſeid mal ſtill! hört ihr nichts?«

Fritz und Hermann ſtanden ſtill und horchten. Da hörten ſie von fern einen ſonderbaren Ton, es war als wenn Jemand mit einer Hacke auf ein Bret hackte.

»Wer hackt nur da hinten im Walde?« fragte Hermann. »Sind das des Förſters Leute, die Bäume anhacken?«

»Nein,« ſagte Wilhelm. »Es iſt ein Specht.«

Illustr. v. Arns & Cie in Düsseldorf.

Der Wald.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L

»Woher weißt du das, Wilhelm?«

»Das weiß ich von unſerm alten Förſter Bertram, der ſchon viele geſchoſſen hat. Er hat ſie mir auch gezeigt, es giebt grüne, bunte und ſchwarze Spechte. Aber der ſchwarze hackt am lauteſten, weil er einen ſehr ſcharfen Schnabel hat, ſo ſcharf wie ein Meißel. Haſt du noch keinen geſehen?«

»Nein,« antwortete Hermann; »aber warum hacken ſie denn mit dem Schnabel?«

»Ja ſieh, Hermann, ſie wollen ſo gut einen Leckerbiſſen eſſen, als wir beide. Die Spechte laufen an den Bäumen in die Höhe, um die Maden und Käfer mit dem Schnabel wegzupicken, die an der Baumrinde ſitzen. Wenn ſie eine Stelle daran merken, die hohl klingt, ſo hacken ſie ſo ſtark daran herum, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann, und dies ſo lange, bis ſie ein Loch in die Rinde gehackt haben. Dann ſtecken ſie ihre ſpitze Zunge in das Loch, und ſpießen die Maden und Würmchen damit auf, die unter der Rinde ſitzen, und die ſie ſich gut ſchmecken laſſen. Still! da läuft gerade einer an der großen Fichte hinauf,« flüſterte er Hermann zu, »ſprich nicht laut, daß er nicht wegfliegt.«

Hermann blickte nach dem Baume, den Wilhelm ihm mit dem Finger wies. Wirklich ſah er auch einen ſchwarzen Vogel, der ſich mit ſeinen krummen ſpitzigen Klauen an den Baum klammerte, und mit großer Schnelligkeit am Stamme ſuchend und klopfend hinauf lief. Zwiſchendurch rief er immer laut und knarrend: Kir — Glück!

»Wo hat er nur ſein Neſt?« fragte Hermann.

»Er hat gar kein Neſt, ſagt der Förſter Bertram,« antwortete Wilhelm. »Er legt ſeine Eier in Baumlöcher; die Eier ſind ſchön weiß.«

Fritz hatte ſich unterdeſſen dem Baume vorſichtig genähert, er nahm die Flinte an die Backe, und wollte auf den Specht ſchießen. Aber die Flinte verſagte, und der Specht war nicht mehr zu ſehen. Dagegen ging

in demſelben Augenblicke nicht weit von ihnen ein anderer Schuß los. Hermann, der noch nie ſo nahe dabei geweſen war, wenn geſchoſſen wurde, fuhr zuſammen, aber er ließ ſich keine Furcht merken.

»Das muß Förſter Bertram ſein,« rief Wilhelm lebhaft, und rannte nach der Seite, wo der Schuß gefallen war. Es dauerte nicht lange, ſo gewahrten Fritz und Hermann Wilhelm, der mit einem alten Manne aus dem Gebüſch trat. Dieſer hielt einen gelben Vogel in der Hand, der ziemlich groß war Er kam mit Wilhelm auf die beiden Andern zu, und zog ſeine Mütze freundlich von ſeinem grauen Kopfe, um ſie zu grüßen.

»Seht nur,« rief Wilhelm, »Bertram hat einen Wiedehopf geſchoſſen, der iſt ein Jäger wie er ſein muß, er ſchießt niemals vorbei.«

»Das thut er doch zuweilen, guter Wilhelm,« ſagte Bertram lachend, »aber der Wiedehopf war nun freilich des Todes.«

»Wie haben Sie ihn denn erwiſcht?« fragte Fritz den Förſter. »Die Wiedehopfe ſind ſelten, denke ich.«

»Das ſind ſie,« ſagte Förſter Bertram. »Dieſer ging ganz einſam im Walde ſpazieren, wie ſie das gewöhnlich thun, ich hörte ihn ſchon von ferne ſein: Hupp! Hupp! Hupp! ſchreien, und konnte ihm das Leben nicht ſchenken, denn ich habe mir vorgenommen, ihn für meine Sammlung von Vögeln auszuſtopfen.«

Die Knaben beſahen ſich den Wiedehopf jetzt genauer. Er war noch ganz warm, wie im Leben, und der prächtige Federbuſch von gelben Federn mit ſchwarzen Enden, den er auf dem Kopfe hat, und den er, wenn er lebt, nach Belieben bewegt, ſtand noch ſtattlich in die Höhe. Hermann freute ſich beſonders über ſeine ſchönen Flügel von gelben, ſchwarzen und weißen Federn.

»Was hat er für einen langen ſpitzen Schnabel,« ſagte Fritz.

»Der iſt ihm gar nützlich,« antwortete der Förſter Bertram. »Er langt ſich damit kleine Würmer aus dem Miſte, und frißt Ameiſenpup-

pen und Regenwürmer. Schade, daß er so stinkt, weil er sein Nest aus Kuhmist baut; sonst ist der Wiedehopf ein gar lustiger Kerl, der viel Spaß macht.«

»So? wie fängt er denn das an?« fragte Hermann.

»O, es ist ein sehr kluger Vogel,« sagte Bertram. »Ich hatte mir einmal zwei Junge aufgezogen, die ich mit Mehl- und Regenwürmern, gekochtem Fleisch und Milchsemmel fütterte. Weil ich ihnen sechs Wochen lang Alles in den Schnabel stecken mußte, ehe sie allein fressen konnten, so waren sie so zahm geworden, daß sie mir überall nachliefen, und ein freudiges Gezwitscher anhoben, so wie sie mich von ferne hörten*). Sie kletterten an mir herauf, und setzten sich mir auf die Schultern und den Kopf. Wenn ich es ihnen befahl, marschirten sie aber gleich unter den Ofen, und sahen mir immer nach den Augen, ob ich guter Laune sei. Dann machten sie possirliche Diener, und wenn sie lustig waren, so schrieen sie: Wäckwäckwäck. Ich nahm sie manchmal auf die Wiese mit, damit sie Insecten fangen sollten. Sobald sie aber einen Raubvogel erblickten, der die kleineren Vögel gar oft frißt, so waren sie vor Furcht ganz außer sich. Dann legten sie sich auf den Bauch, breiteten die Flügel und den Schwanz so aus, daß sie aussahen, wie ein alter Lumpen. So wie aber der Raubvogel nicht mehr in der Luft zu sehen war, sprangen sie mit einem Freudengeschrei in die Höhe.«

»J, das muß ja zum Todtlachen mit anzusehen sein,« sagte Wilhelm.

Der gefällige alte Förster ging nun mit den drei Vettern durch den Wald. Er meinte, er wolle doch zusehen, ob er Vetter Fritz nicht zu einem glücklichen Schuß verhelfen könne.

Hermann war den andern voraus gegangen, indessen Wilhelm den Nero Kunststücke machen ließ. Er legte sein Schnupftuch hinter einen Strauch, und ging eine weite Strecke davon weg. »Nero,« sagte er dann

*) In Bechstein 1, 1071 wird eine ähnliche Thatsache erzählt.

mit einem Male, indem er in seinen Taschen herumsuchte und ganz ängstlich that, als habe er etwas verloren: »such, Nero, such! Verloren!« Der verständige Hund hatte seinem kleinen Herrn aufmerksam zugesehen; als dieser nun sagte: »such, Nero!« so setzte er sich sogleich in Trab, die Nase an die Erde, und lief gerade auf dem Wege zurück, wo Wilhelm durch die Büsche gegangen war. Denn die Hunde haben einen scharfen Geruch, daß sie genau wissen, wo der, bei welchem sie immer sind, und den sie lieb haben, gegangen ist. Nach einer Weile kam er mit hohen Sätzen gesprungen, und brachte Wilhelm's Schnupftuch im Maule getragen.

Hermann aber war an einem Baume stehen geblieben, und sah aufmerksam auf die Erde, und dann wieder an den Baum in die Höhe. In der Stadt, wo er wohnte, war freilich dergleichen nicht zu sehen, wie hier im Walde, denn wenn auch auf den Straßen die Menschen gehen und kommen, und die Wagen fahren und rasseln, so lernt man dabei doch nichts und muß in die Schule gehen, um fleißig zu lernen. Aber hier im Walde! O, da konnte Hermann viel sehen und hören, wovon er wie von selbst lernte, wie schön Alles ist, was Gott gemacht hat. Zwar war Hermann sehr fleißig in der Schule, aber der Wald machte ihm doch auch großes Vergnügen Er war ein Knabe, der immer lernen wollte, der auf Alles Achtung gab, was er um sich her sah, und nicht eher Ruhe hatte, bis man ihm erklärte, was er nicht begreifen konnte.

Da stand er nun, und sah einer Menge Ameisen zu, welche von einen alten Baumstrunke über den Weg hinüber zu einem hohen Baume geschäftig hin und herliefen. Er bemerkte bald, daß sie selbst bis zu den höchsten Aesten des Baumes hinaufstiegen; auf dem Wege lagen eine Menge weiße Ameiseneier. Als Hermann die Ameisen mit dem Fuße berührte, liefen sie noch schneller als vorher, und schleppten die Eierchen nach ihrem Ameisenhaufen, um sie darin zu verbergen. Er wußte, das die Ameisen ihre Eier sehr lieb haben, daß sie sie alle Tage in die Sonne

tragen, damit ſie wachſen und die kleinen Ameiſen herauskriechen ſollen; »aber warum laufen ſie den Baum hinauf? was machen ſie da oben?« fragte er den alten Förſter, der bei ihm ſtehen geblieben war.

»Das will ich Ihnen wohl ſagen,« ſprach der Förſter. »Sie haben dort oben gute Freunde, denen ſie einen Beſuch machen.«

»Gute Freunde?« fragte Hermann verwundert.

»Ja,« erwiederte Bertram, »und ſie gehen bei ihnen zu Gaſte. Das ſind nämlich die kleinen grünen Blattläuſe, die auf und unter den Baumblättern ſitzen. Die haben einen Saft bei ſich, den ſie von ſich ſpritzen, wenn die Ameiſen über ſie weg laufen, und der dieſen ſo ſüß ſchweckt wie Honig. Die Ameiſen wiſſen auch recht gut, was ſie bei en Blattläuſen für einen Schmaus finden, und nehmen ſich wohl in Acht, ihnen etwas zu Leide zu thun.«

Hermann hätte den Ameiſen gern noch lange zugeſehen, aber die Sonne ging unter; das iſt die Zeit, wo die Ameiſen die Eier in ihre Erdhaufen bringen, und ſich ſelbſt darin verſtecken. Auch erinnerte Fritz ſeine Vettern, daß ihre Mütter ſich ängſtigen würden, wenn ſie bis in die Nacht herein im Walde blieben. Sie nahmen alſo Abſchied vom Förſter Bertram, der Wilhelm verſprechen mußte, morgen beim Hahnenſchlagen nicht zu fehlen.

Der Hahnenſchlag.

Hinter dem Garten von Ilmenau war ein ſchöner großer Weideplatz. Da ſah es vom frühen Morgen an gar luſtig aus. Förſter Bertram hatte mit zwei rüſtigen Burſchen zwei glatte hohe Baumſtämme dort eingegraben. An der Spitze der Bäume flatterten ſchöne ſeidene Bänder und bunte Halstücher. An der Gartenthür ſtand ein Zelt mit Bänken und weiß gedeckten Tiſchen. Es hingen Guirlanden von Eichenlaub an dem Zelte, und die Köchin und der Bediente liefen eifrig hin und her, um Kuchen und Früchte, Milch, Bier und Wein und allerlei Geräthſchaften vom Wohnhauſe in das Zelt zu tragen. Hinten im Zelte ſtand ein zugedeckter Tiſch, an den Niemand rühren durfte, als Sophie ſelbſt. Dieſe kam auch mit Tante Bühl und Adelheid; es wurde ein zugedeckter Korb hinter ihnen hergetragen, aus welchem Sophie eine hübſche Sache nach der andern auspackte und auf dem Tiſche ordnete. Heute wollte ſie beim Hahnenſchlage Preiſe austheilen.

Was aber die Hauptſache war, das war der Hahnenſchlag ſelbſt. Hört nur, wie der vor ſich ging.

Um drei Uhr Nachmittags ſtand das ganze Dorf auf dem grünen Anger verſammelt. Alle jungen Burſche hatten Sträuße an den Hüten, und ihr Sonntagswams angethan. Die Mädchen aus dem Dorfe ſtanden auf der andern Seite; ei, wie ſchön geputzt! Rothe und ſchwarze, bunte und grüne Röcke; die Haare ſo glatt geflochten, mit einem kleinen Mützchen und langen breiten Bändern verziert. Die eine hatte eine breite weiße Halskrauſe, die andere bunt ausgenähte Hemdeärmel. Denn

die meiſten Mädchen im Dorfe verſtanden es, ſchön zu nähen und zu ſtricken. Ihre Strümpfe hatten rothe Zwickel, und ſie machten ſo freundliche Geſichter, als hätte Jede ſchon einen Preis von Sophiens Tiſche gewonnen. Hinter ihnen ſtanden aber ihre Mütter und ihre Väter, die zuſehen wollten.

Unſere Kindergeſellſchaft war den ganzen Morgen nicht vom Anger wegzubringen geweſen. Wilhelm und Hermann hatten ja ihrem Freunde Bertram helfen müſſen, und die kleinen Mädchen vergaßen über das Zuſehen Puppen und Spielzeug.

Wilhelm und Margarethe, die alle Leute im Dorfe lieb hatten, weil ſie gegen Jedermann freundlich und gefällig waren, fanden eine Menge guter Bekannte. Paul, Lambert, der kleine Martin und ſelbſt Jacob, der ſonſt ſeine Schafe nicht verließ, ſie waren Alle gekommen. Aber Margarethe ging umher, als wenn ſie noch Jemand ſuchte.

Hinter dem Haufen ſtand ein kleines Mädchen. Im Dorfe waren viel wohlhabende und reiche Leute, und ihre Töchter hatten, wie ihr ſchon vorher gehört habt, vielen Putz und ſogar Korallenhalsbänder, und mancher Rock der Tochter hatte ihrem Vater viel gekoſtet. Dieſes Mädchen war nicht ſo koſtbar gekleidet; ihr Kleid war ihr einziger Sonntagsrock, aber er war ſo ſauber, wie Alles, was ſie anhatte. Sie ſah ſo vergnügt aus, als wäre ſie die Geputzteſte, und war ſo beſcheiden, daß während die anderen Mädchen ſich vordrängten, um die Erſten zu ſein, ſie hinter dem Haufen ſtand, daß ſie nicht zu ſehen war.

Dieſes Mädchen war unſere Annemarie. Ihr werdet euch wohl erinnern, daß ſie ihr Sonntagsröckchen ſo fleißig ſelbſt genäht hatte, und nun machte es ihr ſo viel Freude, als wenn es das ſchönſte unter Allen geweſen wäre.

Margarethe aber hatte keine Ruhe, bis ſie ihre liebe Annemarie gefunden hatte. Sie zog ſie mit Mimi's Hülfe mit ſich fort bis an's Zelt, Annemarie mochte wollen oder nicht.

»Komm, komm!« rief ſie ganz erhitzt. »Das wäre mir was Schönes, wenn du nicht Alles mit anſehen könnteſt! Nicht wahr, Mimi? Sieh nur, da kommt ja eben der Papa, und der prächtige Hahn hinter ihm drein.«

Und ſo war es denn auch. Margarethens Vater kam mit ſeinen Gäſten, und der alte Laas trug einen verdeckten Korb herbei.

Jetzt zählte Förſter Bertram hundert Schritte in einer geraden Linie ab. Dort wurde ein Loch in die Erde gegraben, und der Hahn aus dem Korbe hervorgeholt. Ein prachtvolles Thier! Flügel und Schwanzfedern waren goldgelb, ſein Hahnenkamm brennend roth, es war der ſtolzeſte unter allen Hähnen im Dorfe.

Die kleinen Mädchen durften ihn ſtreicheln, nur that es ihnen recht leid, als Förſter Bertram einen großmächtigen Topf ergriff, den ſchönen Hahn in's Loch ſteckte, und den Topf über ihn wegſtülpte, daß er erſchrocken ſtill ſaß.

»Das thut ihm weiter nichts, meine kleinen Fräuleins,« ſagte der freundliche alte Bertram. »Er kommt mit dem Leben davon, und wird Ihnen morgen früh ſchon wieder einen »guten Morgen!« zukrähen.«

Nun wurde Onkel Bühl von Wilhelm's Vater hundert Schritte weit vom Topfe in einer geraden Linie hingeſtellt, er band ihm die Augen zu, gab ihm einen Dreſchflegel in die Hand und ſagte:

»Nun, Vetter Bühl, geh' gerade darauf los, und ſchlage den Hahn.«

Und Onkel Bühl ging — und ging — und zählte hundert Schritt; er dachte, nun wäre er beim Topfe angekommen, er hob den Dreſchflegel und ſchlug tapfer drauf zu! Aber ſiehe da, er war ſchief ſtatt gerade gegangen, und ſchlug auf den Raſen, ſtatt auf den Topf.

Das gab nun viel Gelächter und viel Spaß! Und ſo mußten Alle an die Reihe — Onkel Lief, Wilhelm, Hermann. Die Tanten wollten auch ihr Glück verſuchen; die jungen Burſchen kamen alle daran — und der Hahn ſaß noch immer unter dem Topfe. Bald ging Einer zu weit

rechts, bald der Andere zu weit links; mit zugebundenen Augen konnte Keiner gerade ausgehen.

»Das iſt luſtig! Das iſt luſtig!« riefen die Kinder, und hüpften und klatſchten in die Hände.

Endlich kamen auch Paul, Lambert und Jacob daran. Der Letzte, dieſer Jacob, war ein geſcheuter Junge. Wenn er ſeine Heerde trieb, mußte er ſich manchmal im Dunkeln zu Hauſe finden, und war daher gewohnt, auch im Finſtern den geraden Weg zu gehen. Als er nun daran kam, ſah er ſich den Weg bis zum Topfe recht genau an, ließ ſich dann die Augen verbinden, und marſchirte darauf los. Als die Leute ſahen, daß er gerade auf den Topf losging, wurden ſie alle ſtill und erwartungsvoll. Krach, Pratz! Der Jacob ſchlug den Topf in tauſend Stücke, und der Hahn flog gackernd hoch auf, ſpreizte ſeine ſtolzen Flügel auseinander, und rannte davon.

Nun war der Halloh groß! Alles jubelte und ſchrie; die jungen Burſchen und Jacob voran, ſtürzten ſich dem Hahne nach, und es dauerte nicht lange, daß ſie das arme eingeſchüchterte Thier im Triumph zu Herrn Lief zurückbrachten. Dieſer aber machte dem Jacob ein Geſchenk damit, der ſich nicht wenig über ſein gutes Glück freute.

Damit war aber das Feſt noch nicht zu Ende. Die Burſchen mußten jetzt an den Stangen hinaufklettern. Jeder wünſchte ein Tuch oder ein Band herunterzuholen, aber die Stangen waren glatt, und die Bauernburſchen nicht allzu geſchickt. Viele rutſchten herab, ohne daß ſie einen Preis erhaſchten.

Aber die gute Sophie hatte dafür geſorgt, daß auch die Mädchen bedacht würden. Daher mußten ſie Wette laufen. Clärchen, Mimi und Mathilde bekamen auch Luſt dazu: es lief am Ende Alles Wette. Dabei war Annemarie immer die Beſcheidenſte. Sie wartete es ab, daß Sophie ſie aufforderte, ſich auch mit hinzuſtellen, obgleich ſie von allen Mädchen aus dem Dorfe am ſchnellſten und beſten lief. Förſter

Bertram hatte den Auftrag von Sophie, die beſten Läuferinnen aufzuſchreiben.

Endlich war Alles gethan. Die Burſchen hatten Bänder und Tücher glücklich herunter geholt, und jeder hatte ſeinen Preis an ſeinem Hute befeſtigt. Sie kamen, ſich bei Sophie zu bedanken, und Sophie theilte von dem verdeckten Tiſche Preiſe an die beſten Wettläuferinnen aus, welche Margarethe ihnen hintragen durfte.

Ei, was machten die Mädchen für freundliche Geſichter! Nähkäſtchen, Schulbücher, Strickgarn, Bleiſtifte, Tücher oder Handſchuhe und Bänder, das Alles vertheilte Sophie, je nachdem ſie gut oder ſchlechter gelaufen waren.

Nun mußten ſich die Kinder auf dem Raſen lagern, wo ihnen Früchte und Kuchen gegeben wurde, indeſſen die Burſchen und Mädchen ſingend zum Tanze zogen. Sophie aber lud ihre Gäſte ein, ſich in dem Zelte mit Allem zu erquicken, was ſie zu ihrer Bewirthung hatte bereiten laſſen.

Der Nachmittag war nur zu ſchnell vergangen.

»O wenn wir doch noch einmal anfangen könnten!« ſagte Clärchen.

Der Abſchied.

Den andern Morgen ſah es nun aber in Ilmenau nicht ſo fröhlich aus, wie geſtern beim Hahnenſchlage. Den Kindern war es ſo gut ergangen, ſie hätten gern immer zuſammen bleiben, immer ſo vergnügte Tage haben mögen. Aber da ſtanden ſchon die Koffer gepackt. Trotz den dringenden Bitten des Herrn von Lief und ſeiner Frau, noch einen Tag wenigſtens zuzugeben, konnte Onkel Bühl nicht länger bleiben, ſein Urlaub war um, er mußte morgen in Berlin ſein. Ebenſo ging es mit Onkel Ernſt und Hermann, der wieder die Schule beſuchen mußte, und auch Adelheid machte Anſtalt, mit Clärchen und Mathilde abzureiſen.

Da war nun unter den Kindern großes Wehklagen. Mimi hatte die Thränen in den Augen, als ihre Mama ihr beim Aufſtehen ankündigte, daß heute der letzte Morgen in Ilmenau ſei. Als ihr die Mutter aber vorſtellte, daß der arme Vater ſehr traurig ſein würde, wenn er bei ſo viel Geſchäften ohne Mimi und Carl allein in Berlin ſein müßte, ſo ſagte das gute Kind: »nein, nein, mein Papa ſoll nicht allein reiſen,« und trug der Mutter ihre Kleider zum Einpacken herbei.

Wilhelm und Hermann hingegen beſuchten noch einmal die geliebten Ziegenböcke, und tummelten ſich mit dem treuen Nero im Garten herum, ſo lange ſie es noch haben konnten.

Die kleinen Mädchen wollten die Zeit nach dem Frühſtück auch noch benutzen. Clärchen beſtand darauf, mit den Sachen in Margarethens Schranke noch recht luſtig zu ſpielen, aber Mathilde, die geſtern beim

Hahnenschlag nur zu ausgelassen gewesen, war heute nicht aufgelegt zum Spielen, und auch Margarethen wollte es gar nicht in den Kopf, daß nun Alles vorbei sei.

Da that sich die Thür auf, und Annemarie trat herein. Sie hatte gehört, daß Mimi und ihre kleinen Freundinnen Abschied nehmen würden und kam, um sie noch einmal zu sehen. Nun hatte Annemarie wohl niemals so viel Vergnügen gehabt als Clärchen und alle ihre Gespielinnen die ganze Zeit über genossen hatten. Mutter Rutheni besaß weder so viel Geld noch Gelegenheit, ihrer Annemarie Alles das zu verschaffen, was, wie ihr wißt, den anderen Kindern so manche Lust und Freude gemacht, seit sie Berlin verließen, und doch war Annemarie immer vergnügt und zufrieden.

Sie sah so frisch und munter aus, daß man ihre glatten rothen Backen nur immer hätte klopfen mögen; ihre Augen strahlten vor Vergnügen, denn Mutter Rutheni hatte heute Morgen das fleißige Töchterchen geherzt und gelobt, als diese der Mutter ihre schöne fertige Arbeit brachte; und obgleich Annemarie schon auf der Bleiche bei der Leinwand gewesen war, so sah doch Rock und Schürze so nett aus, als wären sie eben aus dem Schranke herausgeholt. Sie war aber noch früher aufgestanden, als Mutter Rutheni auf die Bleiche ging, um Sträuße und Kränze zu winden. Diese brachte sie am Arme getragen, denn Mimi, Mathilde und Clärchen sollten sie zum Andenken mitnehmen, und Margarethe mußte ja auch einen haben, um sich zu trösten.

Als sie nun einen »guten Morgen« zur Thür herein rief, so war mit einem Male aller Unmuth bei den Uebrigen vergessen. Alle sprangen zu dem lieben Mädchen hin. Die eine faßte sie bei der Hand, die andere küßte sie, die dritte rief: »Ei, Annemarie, wo hast du die schönen Kränze und Sträuße her?« und als jene ihnen sagte, daß sie doch ein Andenken von ihr mitnehmen sollten, ob sie denn ihre Kränze auch wohl

haben möchten? Da war ein Danken und ein Freuen unter die Mädchen gekommen, was gar kein Ende nehmen wollte.

»O es iſt ja gar nicht der Rede werth!« ſagte die beſcheidene Annemarie, und dabei ſah ſie ſo freundlich aus, daß man ihr gut ſein mußte. Die kleinen Mädchen nahmen ſie in die Mitte, ſie mußte mit ihnen in die Halle kommen, wo die Eltern frühſtückten, um dieſen auch ihre Kränze zu zeigen. Sophie lud Annemarie ein, heute bei Margarethen zu bleiben, und Annemarie wußte noch andere niedliche Kränze von Marienblümchen zu flechten, die auf dem Raſen vor dem Hauſe wuchſen, daß ſie den nahen Abſchied ganz darüber vergaßen.

Aber als der Wagen vorfuhr, mußten ſie wohl daran denken. Sophie und Onkel Lief verſprachen, gegen den Winter nach Berlin zu kommen, ſo freuten ſich denn die Kinder auf's Wiederſehen.

Und fort rollte der Wagen von Onkel Bühl, Adelheid und ihre Kleinen, Fritz und Hermann — alle fuhren, einer nach dem andern, davon.

Eine Abreiſe.

Nach der Abreiſe der Gäſte war es in Ilmenau nicht mehr ſo laut, wie in den luſtigen Tagen des Hahnenſchlags. Das Dorf war des Tages über leer und ſtill, die Landleute waren draußen auf den Wieſen, denn es war Heuernte, die jungen Burſchen mähten, und die Mädchen harkten das Gras, und wenn die Sonne es gedörrt, ſo wurden Heuhaufen aufgeſchichtet oder auf Wagen geladen und am Abende, wenn die Wieſen wohlriechend dufteten, zogen die fleißigen Dorfbewohner, mit den Harken auf der Schulter, ſingend in's Dorf zurück.

So war es ruhig und ſtill im Dorfe, und doch hatte Jedermann zu thun. Man ſah die Kinder fleißig in die Schule gehen, die Frauen hatten den Flachs auf dem Felde zu beſchicken, auf dem Wirthſchaftshofe des Herrn von Lief wußte jeder Knecht und jede Magd, was ihr Geſchäft war; das Vieh in den Ställen wurde gut verpflegt, Schafe, Kühe und Pferde bekamen zu rechter Zeit ihr Futter, und hatten ein Anſehen, daß es eine Luſt war. Denn Wilhelm's Vater war ein tüchtiger Landwirth, der Ordnung hielt, und ſelbſt nach Allem ſah.

Auch Wilhelm und Margarethe waren wieder in ihre alte Ordnung zurückgekehrt. Da wurde zeitig aufgeſtanden, mit der Mutter vor dem Hauſe gefrühſtückt, die Lehrſtunden bei Herrn Reinhard beſucht, und waren beide Kinder fleißig geweſen, ſo gab es einen ſchönen Spaziergang, oder die Heuernter wurden beſucht, und mit den Ziegenböcken ein Tönnchen Bier für die fleißigen Leute hinausgefahren.

Ach, es lebt sich auf dem Dorfe so ruhig und so schön. Aber Wilhelm und Margarethe sollten nicht immer so vergnügt bleiben.

Die gute Sophie war schon im Winter oft krank gewesen. Alle Mittel des Doctors hatten ihren bösen Husten nicht ganz vertreiben können, und nachdem die Gäste Ilmenau verlassen hatten, kehrte der Husten wieder ein, und quälte die arme Sophie Tag und Nacht.

Dabei stellte sich ein Fieber ein, sie wurde blaß und mager und endlich so mattherzig, daß sie mit ihren lieben Kindern nicht mehr auswandern konnte zu der Heuernte, was sie so gern that, ja sie schlich ohne Kraft umher, ohne, wie sonst, in ihrem Hause ihre Geschäfte thätig besorgen zu können.

Das betrübte Herrn von Lief gar zu sehr, der seine Sophie so herzlich liebte. Es ward ein Arzt herbeigeholt und zu Rath gezogen, und dieser bestand darauf, daß Sophie in ein Bad reisen müßte, um hergestellt zu werden.

So wurde denn die häusliche Ordnung und auch der Fleiß der Kinder unterbrochen. Vater und Mutter liebten ihr Ilmenau über Alles, sie verließen ihren Haushalt ungern, und Sophien wurde der Entschluß zur Reise sehr schwer; denn die Vorbereitungen dazu kosteten ihr viel Geld, machten ihr manche Arbeit, und wurden ihr sauer, da sie krank war. Wilhelm und Margarethe indessen, welche die Eltern auf der Reise begleiten sollten, waren sehr verschiedener Meinung, sie sangen und sprangen vor Vergnügen, ein Jedes hatte nach seiner Art viel zu thun, um dies und das zur Reise herbeizuholen, vorzubereiten, und ihr Jubel wurde noch größer, als der Vater ihnen kund machte, daß sie Mimi und Hermann auf der Reise besuchen würden.

So dauerte es denn gar nicht lange, bis eines Morgens der Reisewagen vor der Thür stand. Mutter Rutheni, welche Sophien in den letzten Tagen gar fleißig hatte helfen müssen zu nähen und zu packen, stand mit Annemarie am Wagen, um Abschied zu nehmen. Indessen

die Eltern einſtiegen, lief Gretchen wohl zehnmal hin und her, um Annemarie Lebewohl zu ſagen.

»Sei nur zufrieden,« ſagte das kleine Mädchen, und drückte und küßte ihre liebe Annemarie, »es dauert nicht lange, ſo kommen wir wieder, und dann wollen wir wieder zuſammen Bohnen ſchneiden und Kränze machen, Annemariechen — und ich bringe dir auch was mit!«

»Der Himmel ſegne Ihre Reiſe, meine gute gnädige Frau,« ſagte Mutter Rutheni, als Sophie ihr aus dem Wagen die Hand reichte.

Und als der Wagen fort fuhr, ſah Frau Rutheni mit Annemarie ihnen noch lange nach, dann gingen ſie zu ihrem Häuschen und an ihre Arbeit. Und nun wurde es noch ſtiller und einſamer im Dorfe.

Ein neuer Freund.

Es war an einem ſchönen Sonntagsmorgen, als Mutter Rutheni mit Annemarie aus der Kirche kam. Annemarie hatte aufmerkſam zugehört, was der Prediger geſagt hatte; wie die Erde von Gott geſchaffen ſei, und wie er für die Menſchen ſo gütig geſorgt habe, daß die Felder Korn und die Bäume Früchte tragen, um uns zu ernähren und zu erfreuen. Und als ſie aus der Kirche kamen, war es ſo ſonnig und die Vögel zwitſcherten in den Bäumen, und die Wieſen, an denen ſie zu ihrem Häuschen hingingen, waren voller Blumen und Kräuter.

Annemarie war ſo fröhlich; ſie pflückte Blumen, und haſchte nach Schmetterlingen. Aber ſie ſollte ſich noch mehr freuen.

Unter der Kirche war der Förſter Bertram bei Mutter Rutheni angekommen. Er war ihr alter Freund, hatte Annemariens Vater als er noch lebte, lieb gehabt, und war des Mädchens Pathe. Er beſuchte Mutter Rutheni oft, und Annemarie war ſein Liebling. Er pflegte ihr, wenn er von der Stadt kam, dieſes oder jenes hübſche Andenken mitzubringen, und wenn er einen Wunſch von ihr errathen konnte, ſo ſuchte er ihn gewiß zu erfüllen. Denn der alte Mann hatte eine beſondere Freude an guten und folgſamen Kindern. Annemarie mußte ihm dann ihre Ziegen und ihre Hühner zeigen, die ſie ſo ſehr liebte, und weil ſie die Thiere ſo gut verpflegte, ſo hegte er längſt eine beſondere Abſicht für ſie.

Annemarie ſprang dem Herrn Pathen vergnügt entgegen.

»Guten Morgen! guten Morgen, Frau Gevatterin!« rief er der Mutter Rutheni zu. »Wird's wohl erlaubt ſein, mich zu heute Mittag als Gaſt anzumelden?«

»Ei von Herzen willkommen!« erwiederte Frau Rutheni. »Sie nehmen fürlieb in meinem Häuschen, daß wiſſen wir, Förſter Bertram! Sein Sie noch einmal willkommen.«

Und ſie nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in die Stube.

»Aber ich darf doch noch einen Gaſt mitbringen?« ſagte er lächelnd. »Nicht wahr, Annemarie, du biſt damit zufrieden?«

Mit dieſen Worten öffnete er die Kammerthür, und alsbald ſprang ihm ein allerliebſtes Hündchen entgegen, leckte ſeine Hände, und liebkoſte ihn auf alle mögliche Weiſe. Er nahm es auf den Arm. Es hatte wunderſchöne glänzende Augen, ein Näschen wie es ſein muß, war braun und weiß gefleckt, und gehorſam auf ſeinen Ruf.

»Möchteſt du das Hündchen wohl haben? Ich habe es für dich mitgebracht.«

»O Sie guter, guter Förſter Bertram!« rief Annemarie entzückt. »O das allerliebſte Thier! Und das ſoll ich haben? Wirklich ſoll ich's haben?«

»Geh zu deiner neuen Herrin, Ami!« ſagte Förſter Bertram, und gab Annemarie den Hund auf den Arm.

»Tauſend, tauſend Dank!« rief Annemarie. »Mutter ſieh nur den herrlichen Ami! Und Ami ließ ſich von ihr küſſen und drücken, ſah ſie mit ſeinen hellen Augen an, und es dauerte nicht lange, ſo leckte er ihr bald die Backen, bald die Hände, und es wäre ſchwer zu ſagen, ob Annemarie oder Ami poſſirlichere Luftſprüge machten.

Förſter Bertram erfreute ſich königlich daran.

»Es iſt das beſte treuſte Thier von der Welt,« ſagte er, indem er Ami ſtreichelte, und wenn es nicht für dich wäre, kleine loſe Annemarie, ich gäbe es Niemand als dir. Ich habe es ſelbſt erzogen und abge-

richtet für dich.« Und nun ließ er Ami aufrecht sitzen, und legte ihm ein Stückchen Brod auf die Nase, welches Ami auf seines Herrn Erlaubniß geschickt wegschnappte.

Unterdessen hatte Catharine flugs einen schwanenweißen Tisch gedeckt. Mutter Rutheni lud mit herzlichen Danksagungen für das liebe Geschenk den lieben Gast ein, sich's bei ihr gütlich sein zu lassen. Cathi hatte das sonntägliche Stück Rindfleisch vortrefflich gekocht, mit Meerrettig und Kartoffeln war es des Försters Leibgericht, und zum Nachtisch trug Frau Rutheni frischen Käse, Obst und Kuchen auf, indem man es ihr ansah, wie viel Freude es ihr machte, den braven Herrn Gevatter zu bewirthen.

Als nachher die Alten in der Laube den Kaffee tranken, und der Förster behaglich sein Pfeifchen rauchte, hatte Annemarie viel für die Einrichtung ihres lieben Ami zu besorgen. Er mußte ein Kissen neben dem Ofen bekommen, ein Freßnäpfchen durfte nicht fehlen, und Annemarie sah mit Vergnügen, daß er schon Vertrauen zu ihr faßte, und ihr auf's Wort folgte.

Der alte Förster hätte ihr wahrlich auch kein größeres Vergnügen gemacht, wenn er ihr hundert Thaler geschenkt hätte. Ami wurde ihr bester Spielkamerad. Er verstand Alles, was sie zu ihm sagte; wenn sie in der Schule war, lag er betrübt und still im Winkel. Er merkte aber schon, wenn sie nur an die Gartenthür kam, da winselte er und kratzte an die Thür, bis sie aufmachte, und dann gab es ein Springen und Rennen, ein Liebkosen und Bellen; o, es gab in der Welt keine besseren Freunde, als Annemarie und Ami. Die Mutter sah dem Wesen lächelnd zu.

»O Mütterchen,« rief Annemarie, »sieh nur, Ami giebt mir ein Küßchen! Gieb ihm doch auch eins, mein Mütterchen!«

»Geh! geh!« sagte Frau Rutheni lachend, und wehrte sich gegen

das Hundeküßchen. Du läßt deinen Ami zu viel Freiheiten nehmen. Ich küsse blos meine Annemarie.«

Annemarie fiel der Mutter um den Hals und küßte sie.

»Aber, mein Mütterli,« sagte sie, »der Ami ist so schön, so reinlich wie ein Mensch; ich wasche sein weiches Fell ja so oft, man kann ihn wohl auch küssen. Ich habe noch nie in meinem Leben ein Thier so lieb gehabt, als ihn.«

»Ei nun ja, er ist auch wunderschön, dein Ami,« erwiderte Mutter Rutheni. »Aber, Annemarie, ich will dir etwas sagen. Ich hoffe nicht, daß du wegen dieses neuen Freundes jemals die alten vergissest. Es würde mich recht betrüben, wenn ich einmal bemerkte, daß deine Ziegen oder die Hühner, die dir so viel Spaß machten, weniger gut versorgt würden von dir, seit du Ami hast.«

»O meine Mutter, gewiß nicht!« sagte Annemarie, »ich verspreche dir's, gewiß nicht.«

»Oder,« fuhr die Mutter fort, »wenn du, weil du immer an Ami dächtest, deine Schulaufgaben weniger pünktlich und ordentlich machtest, oder in der Schule an Ami denken wolltest, statt aufmerksam zuzuhören, was der Schulmeister euch lehrt. Dann verdientest du den Ami nicht.«

»Ach, meine Mutter, ich will ihn gern verdienen, sei nicht in Sorge, ich werde trotz des lieben kleinen Ami fleißig sein.«

»Nun, das hoffe ich von meiner verständigen Annemarie,« sagte die Mutter, »und ich habe dich auch nur daran erinnern wollen.«

Frau Rutheni hatte nämlich gestern bemerkt, daß Annemarie so eifrig mit Ami beschäftigt war, daß sie es Cathi überlassen hatte, ihr Lieblingshühnchen zu füttern, und die Ziege mit ihrem Zickel, welches immer ihre Wonne gewesen war, in den Stall zu locken. Indessen bemerkte sie von nun an mit Vergnügen, daß kein Tag verging, an welchem Annemarie diese ihr übergebenen kleinen Besorgungen vernachlässigt hätte, und so auch war es mit dem Lernen.

Wenn Annemarie ihre Schularbeiten zu machen hatte, ſo mochte Ami noch ſo zärtlich ſein, die Pfoten auf ihren Schooß legen und mit dem Schwanze wedeln, Annemarie ſagte dann gewiß immer: »Ami, kuſch! unter den Ofen, Ami!« und arbeitete fleißig weiter.

Das war eine rechte Wonne für Mutter Rutheni. Es iſt nichts ſchöner und herrlicher, als wenn Kinder von ſelbſt und aus Liebe zu Vater oder Mutter gut und fleißig ſind.

Die Schule.

Nicht wahr, Ihr werdet auch ſo gern in die Schule gehen, wie Annemarie?

Das glaube ich ganz gewiß. Denn ſo unterhaltend das Spielen und Umherlaufen iſt, ſo bekommt man es doch auch ſatt, wenn man nicht mehr ganz klein iſt, und es iſt dann ordentlich, als wenn man gar keine Ruhe hätte, wenn man nicht etwas Schönes oder Nützliches lernen oder thun kann. Auch bleibt man ja wirklich ſonſt gar zu dumm, und man hat doch ſo viel Gutes zu lernen auf dieſer Erde.

Darum ſind die Kinder doch recht glücklich, deren gute Eltern dafür ſorgen, daß ſie Unterricht bekommen, und gute Kinder haben die Lehrer ſo lieb, ſo lieb, die ſich ſo viel Mühe geben, ſie zu unterrichten, und die ſo viel Geduld mit ihrer Ungeſchicklichkeit haben, bis ſie etwas vorwärts kommen.

Ihr werdet, das ſehe ich ſchon, Euren Lehrer eben ſo lieb haben, wie Annemarie den ihrigen hatte. Nie verſäumte ſie die Stunde zu ihrem lieben Herrn Niemeier in die Schule zu gehen. Er war gar ein ſo lieber guter Mann, die Kinder liebten ihn zärtlich, denn wenn er auch ſtreng war, die Kinder ſtill und aufmerkſam auf ihren Bänken ſitzen mußten, und ſie recht gut wußten, das ein faules und ungezogenes Kind aus der Schule geſchickt wurde, ſo war er doch auch ſtets ſo gefällig und liebevoll gegen die Kinder, daß wenn ſie ihn irgendwo

erblickten, sie ganz gewiß flugs auf ihn zu liefen und seine Hände drückten.

Wir wollen doch einmal mit Annemarie in ihre Schule hineingucken. Dann werden wir wohl merken, warum sie so gern hinein ging.

Da saß ein Kind an dem andern auf den blank gescheuerten Bänken. Die Mädchen auf der einen, und die Knaben auf der andern Seite. Sie mußten alle reinlich gekleidet, und mit rein gewaschenen Händen kommen, Herr Niemeier litt das nicht anders. Die Schulstube war hell und freundlich, und es war eine Lust, die vielen Kinder zu sehen. Es waren nun zwar wohl mehre darunter, die ihre Bücher beschmutzten, selbst oft nicht Acht darauf gaben, was Herr Niemeier sagte, und die andern Kinder durch ihre Unruhe und unaufmerksames Wesen auch unaufmerksam machten. Dadurch müssen sich aber doch gute Kinder, die dankbar sind und ihren Eltern und dem Lehrer Freude machen wollen, nicht stören lassen. Annemarie hatte sich nur einige Male, wie sie noch kleiner war, verleiten lassen, mit den Andern Lärm zu machen. Da war ihre Mutter aber sehr betrübt über ihre Unart gewesen, und je älter sie wurde, desto verständiger und aufmerksamer war sie geworden. Es wäre ihr außer dem Spaß gewesen, wenn sie die Schande erlebt hätte, von Herrn Niemeier aus der Schule geschickt zu werden, und die schönen Erzählungen nicht zu hören, in denen man von allem Guten so viel lernen konnte; denn Herr Niemeier erzählte bald, wie es vor langen Zeiten auf der Erde ausgesehen hätte, von den Menschen, die damals gelebt haben, und wie Gott auch damals schon für sie gesorgt hat; bald erzählte er von vierfüßigen Thieren und Vögeln, von Gewächsen und von unserer Erde, von der Sonne und von den Sternen.

Aber was Annemarie am allerliebsten hörte, das will ich Euch sagen.

Oft erzählte er ihnen von unserm Meister und Herrn, dem Heilande der Welt, er heißt Jesus Christus. Von ihm steht viel in dem großen

Buche geschrieben, in welchem die fromme Mutter Rutheni oft las, wie Ihr wohl noch wissen werdet. Das Buch heißt die Bibel. Wer recht gut und so glücklich als möglich werden will, der muß das thun, was Jesus Christus den Menschen gelehrt hat, und Gott uns befiehlt, zu thun, und der muß unsern lieben Gott so innig lieben, wie unser weiser Lehrer, Jesus Christus selbst, ihn geliebt hat.

Alles nun, was Herr Niemeier den Kindern von Jesus Christus zu lehren und zu erzählen hatte, war so herrlich und so himmlisch schön, daß Annemarie sich gar nicht satt hören konnte daran.

Einmal saß Annemarie auch in der Schule, und hörte zu. Es war mäuschenstill in der Stube, denn die andern Kinder sahen alle auch auf Herrn Niemeier, sie wollten es Alle hören.

Da erzählte er ihnen: Als Jesus noch ein Kind war, zogen seine Eltern mit ihm nach Jerusalem, der größten Stadt im Lande. Es war ein großes Fest dort, und die Leute füllten die Straßen der prächtigen Stadt, ein Jeder konnte sich einen vergnügten Tag machen, essen und trinken. Die meisten Menschen, welche dazu gekommen waren, um das Hauptfest im Jahre mitzumachen, dachten auch an weiter nichts, als an ihr Vergnügen. Es war aber in Jerusalem auch eine Schule, in welcher stets die Lehrer saßen, und Jeden, der gern von Gott etwas hörte, und zu ihnen kam, unterrichteten. Nun geschah es, daß Jesus in die Schule kam, und als er hörte, daß hier von Gott gelehrt wurde, so befragte er die Lehrer, und konnte gar nicht aufhören, immer wieder zu fragen, und mit den Lehrern von Gott zu reden. Er vergaß darüber Essen und Trinken, und die Lehrer verwunderten sich über den Knaben, der Gott so liebte, wie kein anderes Kind es jemals gethan, und der trotz des herrlichen Festes, was doch sonst Kinder gern sehen und mit genießen mochten, so begierig war von Gott immer mehr zu hören und zu lernen, deß er alles andere darüber vergaß.

Seine Mutter, die im Gedränge nicht wußte, wo er geblieben war,

suchte ihr geliebtes Kind aber unterdessen mit Angst. Welche Freude hatte sie doch, als sie ihn in der Schule endlich wiederfand. Da sagte sie ihm: mein Sohn, ich habe dich mit Angst gesucht; ach, warum mußtest du auch von mir gehen?

Da antwortete ihr Jesus: meine Mutter! weißt du nicht, daß ich immer da sein muß, wo ich von meinem lieben Vater im Himmel, von Gott, etwas erfahren kann?

Herr Niemeier legte sein Buch vor sich hin, und sah sich unter den Kindern um.

»Nun, liebe Kinder, sagt mir,« sprach er, »ob Eines wohl unter Euch ist, welches sagen kann: ich liebe Gott so über Alles in der Welt, wie es Jesus Christus gethan hat?«

Da sahen alle Kinder vor sich nieder und antworteten nicht. Denn es war Keines unter ihnen, welches Gott so lieb gehabt hätte, als Jesus Christus, wenn sie gleich Alle keine bösen Kinder waren.

»Sehet,« fuhr Herr Niemeier fort, »als Jesus Christus erwachsen war, da liebte er Gott und seine Brüder, die Menschen, so sehr, daß er sein Lebelang nur daran dachte, das Liebste und Beste nur für sie herzugeben, Gott zu gehorchen und den Menschen wohl zu thun, wenn es ihm auch noch so schwer geworden wäre. Ihr sollt aber werden, liebe Kinder, wie Jesus Christus war.«

Die Schule war aus, und Annemarie ging still an den Wiesen hin zu Hause.

Sie mußte noch immer an Jesus Christus denken.

Da dachte sie bei sich auch: »O wie lieb habe ich Jesus Christus! Ach, Herr Niemeier sagt, ich soll so gut werden, wie er war — ja, das will ich auch.«

Aber da fiel ihr ein, daß sie das Liebste und Beste, was sie hatte, doch oft am liebsten für sich behielt. Es fiel ihr ein, wie neulich Hen-

nig's Lotte ſie ſo flehentlich gebeten, ihr zwei Veilchenſtöckchen von ihrem Beetchen zu ſchenken, und ſie ſich nicht hatte entſchließen können, Lotte auch nur eins zu geben. Sie hatte vier Veilchenſtöckchen; ſie hatte ſie, das iſt wahr, ſelbſt gepflanzt, begoſſen und zum Blühen herangepflegt, ſie hatte gar zu viel Freude an den Veilchenſtöckchen.

Roſa, kleine Roſa! Sage, was hätteſt du wohl gethan?

Die Fremden.

Einige Tage darauf fuhr vor dem kleinen Gasthofe in Ilmenau eine schöne Equipage vor. Es hatte eben zwölf Uhr geschlagen, und die Kinder verließen gerade die Schule. Da sammelte sich denn die ganze Schaar an dem Gasthofe, um zu schauen und zu erfahren, wer wohl aus der Kutsche herausſteigen würde. Es war für das Dorf Ilmenau eine große Begebenheit, daß eine Herrschaft mit schöner Equipage in dem schlechten Wirthshause einkehrte, eine Kutsche mit vier schönen Schimmeln sah man dort nicht alle Tage, und besonders seit einiger Zeit gar keine schöne Kutsche, da Herr und Frau von Lief nach dem Bade gereist waren.

So stand denn ein ganzer Haufen neugieriger Persönchens an dem Wirthshause, und sogar Annemarie mitten darunter. Sie ging wohl sonst gleich aus der Schule nach Hause, wenn auch ihre Schulkameradinnen sich manchmal auf der Straße herumzutreiben pflegten, und die lustige Annemarie eifrig einluden, bei ihnen zu bleiben; denn sie wußte, daß ihre Mutter es nicht gern sah, wenn sie auf dem Schulwege Narrenspossen trieb. Als aber die schöne Equipage schnell herangefahren kam, hatte Annemarie ihren Ami erblickt, der ihr nachgelaufen war, und dicht vor den Pferden auf der Straße mit einem andern Hunde spielte. Annemarie sprang geschwind zu, riß ihren lieben Ami noch zu rechter Zeit weg, nahm ihn auf den Arm und

ſchalt und liebkoſte ihn. So ſtand ſie denn auch unter dem Haufen Kinder, um zu ſehen, was für Leute ausſteigen würden.

Ein Diener mit ſilbernen Treſſen ſprang vom Bock, und öffnete den Wagenſchlag. Da ſtieg erſt ein anſehnlicher alter Herr aus. Er hatte zwei Orden am Rocke, und der Bediente fragte, ob der Herr Graf beföhlen, daß der Kutſcher ausſpannen ſolle?

»Nein,« antwortete der Graf, »ich kann mich hier nicht lange verweilen, der Kutſcher mag den Pferden Brod und Heu geben laſſen. Meine Tochter wünſcht nur ein Glas Milch zu trinken, ſorge dafür, Franz, daß du uns Milch ſchaffſt,« ſagte er zum Bedienten.

»Aber ſie muß auch recht rein und gut ſein, Franz,« rief eine Mädchenſtimme aus dem Wagen, »ſonſt danke ich für die ganze Milch.«

Und nun ſteckte ein junges Mädchen den Kopf aus dem Wagen, und war mit einem Sprunge draußen. Die Dorfkinder riſſen Naſen und Mäuler auf. Sie hatte ein ſchönes grünes Reiſekleid an, einen prächtigen Shawl um die Schultern, einen roſa Hut mit Schwungfedern, und war wie ein Reh ſo geſchwind auf den Füßen.

»Komm, liebe Amelie,« ſagte der Graf zu ihr, »wir wollen verſuchen, wie's in dem Gaſthofe ausſieht.«

Er nahm ſie an den Arm, und trat mit ihr in's Haus. Es dauerte aber nur wenige Augenblicke, ſo kam die junge Gräfin wieder heraus und der Graf hinter ihr her.

»Ach Papa,« ſagte ſie, »es iſt ja gar nicht darinnen auszuhalten. Der Tabacksrauch! Und die ſchwarze Stube! Und die ſchmutzige Wirthin!«

»Aber liebes Kind,« ſagte der Graf, »wir müßten uns wieder in den Wagen ſetzen, ſonſt haben wir keinen Platz, und das haſt du überſatt in den ſechs Stunden bekommen, die wir nun ſchon gefahren ſind.«

»O Papa, komm nur,« rief die Gräfin Amelie, »hier in der kleinen Laube ſind zwar nur hölzerne Bänke, aber die Luft iſt doch rein.

Warte, Papa, ich mache dir's bequem, ich hole dir ein Kiſſen aus dem Wagen.«

Sie ſprang geſchwind zum Wagen, und langte ein Sammetkiſſen heraus, um es dem Grafen zu bringen. Dann mußte ſich der Papa den Sitz von ihr zurecht machen laſſen, und da Franz eine Flaſche und zwei Reiſegläſer herbei trug, ſo ſchenkte ſie dem Grafen geſchäftig einen Morgentrunk ein, und packte Semmel und Kuchen aus einer Reiſetaſche aus.

Dem Vater ſchien Alles herrlich zu gefallen, was das Töchterchen machte.

Als ſie ſo geſchäftig hin und her lief, fiel ihr mit einem Male das allerliebſte Hündchen in die Augen, was Annemarie noch immer auf dem Arm hielt, aus Angſt, daß es im Gedränge zu Schaden kommen könnte.

Sie trat freundlich auf Annemarie zu, ſtreichelte Ami, und ſagte: »ei, du kleines Mädchen, wo haſt du denn das wunderniedliche Thier her?«

Annemarie war gewohnt, Jedermann freimüthig zu antworten. Erfreut, daß das ſchöne Fräulein ihren Liebling lobte, ſagte ſie:

»Ich habe ihn geſchenkt bekommen vom Förſter Bertram.«

»Vom Förſter Bertram?« wiederholte Amalie. »Papa, lieber Papa, komm doch geſchwind einmal her! Sieh nur, das iſt ein Hund vom Förſter Bertram, von dem ich immer ſchon gern einen gehabt hätte. Weißt du, es hat Niemand ſo niedliche Hunde, wie der Förſter Bertram, das hat mir unſer Jäger immer geſagt.«

Der Graf ließ ſich von ſeiner Tochter nicht lange vergeblich rufen. Er verließ ſeinen bequemen Sitz in der Laube und trat näher.

»Hm!« ſagte er, indem er Ami betrachtete, »es iſt wahr, der Hund iſt von der Race der Königin, die Ohren ſind wunderſchön behangen, die Füße ſind reizend, auch die Ruthe iſt keck und ſchön.«

»O Papa!« rief Amelie, indem ſie in die Hände klatſchte, und bit-

tend zu ihm hinauf sah — und sie flüsterte ihm was in's Ohr. »O bitte, bitte! Was würde Comteß Sophie und Miß Caroline sagen, wenn ich diesen allerliebsten Hund mitbrächte! Sie denken, daß sie immer das Schönste haben müssen, sie bilden sich ein, daß ihre Schooßhunde die schönsten in ganz Deutschland sind, aber dieser ist viel schöner als die ihrigen — o bitte, Papa, bitte!«

Der Papa schien seinem Töchterchen nichts abschlagen zu können; es giebt manchmal Papa's, die ihre Kinder so verziehen, daß diese sich gewöhnen, Alles haben zu müssen, was sie sehen und was ihnen gefällt.

»Ich will dir den Hund abkaufen,« sagte der alte Herr zu Annemarie. »Was willst du dafür haben?«

Annemarie sah überrascht zum Grafen auf, und dann auf ihren Ami.

Sie wurde blutroth, und sagte: »Ich verkaufe meinen Ami nicht, gnädiger Herr.«

Aber Amelie wollte gar zu gern einen schöneren Hund haben, als Comteß Sophie und Miß Caroline. Sie ließ sich nicht abschrecken.

»I, kleines Mädchen,« rief sie lebhaft, »du bekommst ja leicht einen andern Hund vom Förster Bertram. Du könntest mir diesen überlassen.«

Annemarie schüttelte mit dem Kopfe, und drückte Ami fest an sich.

»Nun, mach geschwind,« sagte Amelie. »Du kannst dir ja für das Geld schöne Sachen kaufen und dich dann zur Kirche noch einmal so schön putzen. Mein Papa wird ihn dir gut bezahlen.«

Annemarie war ganz verlegen, wie sie den dringenden Worten des Fräuleins widerstehen sollte. Es fiel ihr ein, daß Förster Bertram gesagt hatte, Ami sei unter Brüdern fünf und zwanzig Thaler werth. Halt, dachte sie, wenn du das verlangst, läßt sie dich in Ruhe.

»Was willst du dafür haben?« fragte jetzt der Graf.

»Fünf und Zwanzig Thaler!« platzte Annemarie heraus, und ganz

froh, daß sie das Wort vom Herzen hatte, sah sie den Grafen schelmisch in's Gesicht.

»Hm!« sagte der Graf, und strich sich den Bart, »etwas viel! Indessen er mag es werth sein,« sagte er leiser zu Amelie, »ich sah von seiner Race noch nie einen schöneren.«

»O Papa! lieber Papa!« sagte Amelie wieder, »es würde mir gar zu viel Spaß machen.«

Der Graf bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er zu Annemarie:

»Wie sagtest du, was er kosten sollte? Es war viel Geld — war das dein Ernst?«

Annemarien klopfte das Herz, dem fremden Grafen zu antworten, der ihr das Liebste, was sie hatte, abkaufen wollte. Aber es galt, ihren Ami zu behalten, deshalb antwortete sie dreist, aber mit bescheidenem Tone:

»Förster Bertram sagt, daß der Hund so viel werth ist — aber ich habe nicht gesagt, daß ich ihn verkaufen will Nein, nein, mein Ami, ich verkaufe dich nicht! — O!« —

Dabei streichelte und herzte sie ihren Liebling, und sagte schnell: »ich muß zu Hause gehen, meine Mutter wartet.« Damit ging sie davon.

Hennig's Lotte hatte auch unter dem Haufen gestanden. Sie lief Annemarie nach, hielt sie auf, und sagte:

»Annemarie, du bist ein rechter Narr! Was könntest du dir für fünf und zwanzig Thaler für schöne Kleider, Bänder, Halsbänder und Schürzen kaufen! Nun, ich weiß, was ich gethan hätte, ein Hund ist doch nur ein Hund; ei, so viel Geld! daß dich! dafür wollte ich mich wohl putzen!« —

Annemarie war noch glühend roth bei dem Gedanken an die Zumuthung, ihren Ami dem Fräulein verkaufen zu sollen, und von dem Ausstande, sich dagegen zu wehren. Sie machte sich von Lotte los, und sagte:

»Laß — laß gut sein, Lotte. Du bist also gerade, wie der vornehme Graf. Er weiß wohl nicht, daß ein Geschöpf, was man lieb hat, und das einen wieder liebt, besser ist, als eine Hand voll Geld! Und du, Lottte, ist es dein Ernst, daß du Ami verkaufen würdest, um dich zu putzen?«

Mit dieser Frage machte sich Annemarie von dannen, und lief lustig auf Mutter Rutheni's Häuschen zu.

Lotte ging auch ihrer Wege. Es war ihr, als sei sie roth geworden — ob sie sich wohl schämen mochte?

Der Graf und Comteß Amelie hatten sich wieder in die Laube begeben. Aber die Letztere konnte ihre frühere gute Laune nicht wiederfinden. Statt sich über Annemarie zu freuen, wie wir es thun, daß sie ihren Hund lieber hatte, als Putz und Geld, saß sie und ärgerte sich, daß sie keinen schönern Schooßhund erlangt hatte, als Gräfin Sophie und Miß Caroline. Sie sah in diesem Augenblicke fast häßlich aus, denn auf ihrem schönen Gesicht stand Neid und Mißgunst geschrieben.

Ihr Papa, der sie erheitern und trösten wollte, daß sie ihren Wunsch nicht erlangt hatte, konnte nicht damit zu Stande kommen; die Pferde waren unterdessen getränkt und gefüttert worden, der Kutscher hatte sie wieder aufgezäumt und saß auf dem Bocke, der Bediente half dem Grafen und seinem Fräulein in die prachtvolle Kutsche wieder einsteigen; aber trotz Allem, was sie Schönes hatten, fuhren sie nicht vergnügter ab, als sie gekommen waren. Es ist übel, wenn man sich nicht gewöhnt hat, mit gutem Muthe und freundlichem Gesicht sich auch einmal einen großen Wunsch versagen zu können. Da ist man nie zufrieden und glücklich, denn keinem Menschen in der Welt geschieht Alles so, wie er sich's wünscht.

Eine traurige Nachricht.

Die schöne Kirschenzeit war lange schon vorbei. Von den Feldern war das Korn abgemäht, und die munteren Staare, mit ihren schwarzen glänzenden Federn und gelblichem Schnabel flogen schon emsig hinter dem Bauer her, wenn er das Land pflügte, um die Würmer aus dem Boden zu picken, weil die Kirschen vorbei und die Weintrauben noch nicht reif waren, welche die Staarmätze den Menschen gern wegstehlen.

Da war der Förster Bertram auf der Straße nach Ilmenau zu. Er saß in einem Planwagen, mit welchem sein Brauner ziemlich schnell auf Mutter Rutheni's Haus zutrabte, denn der alte Mann mit seinem Mantelsacke war keine allzu schwere Fracht. Zudem hatte Förster Bertram weder seine Flinte noch Jagdtasche, nicht einmal den treuen Packan bei sich. Er kam nicht von seinem Hause im Walde, sondern von der Reise.

»Brr!« sagte er, als er an Mutter Rutheni's Hause anlangte. Der Braune stand still, Bertram band den Zügel an den Zaun und öffnete die Pforte.

Im Häuschen war Alles still. Mutter Rutheni saß beim Nähzeuge, und Annemarie war vertieft im Lesen in der Bibel, denn sie hatte Sprüche auswendig zu lernen für die Schule.

Als sie Tritte vor'm Fenster hörte, blickte sie auf und sprang zur Thür.

»Mutter! Mutter!« rief sie freudig, »Förster Bertram kommt!«

Und im Hui hing sie dem alten Manne am Halse. Mutter Rutheni ließ ihr Nähzeug fallen, und reichte ihm erfreut die Hände.

»Nun, Gott zum Gruß, Herr Gevatter,« sagte sie, »so sind Sie denn endlich wieder da! Es hat ja viel länger gedauert, daß Sie fort sind, als Sie zuerst gewollt, wir dachten, meiner Treu! Sie würden gar nicht wieder kommen.«

»Dachten Sie das? Frau Rutheni!« erwiderte der Förster, der ungewöhnlich ernst aussah, und nur erheitert wurde, als Annemarie ihn so freudig bewillkommnete. »Dachten Sie das wirklich? Nun, Gott sei Dank, noch bin ich durch das Land ohne Unfall gereist, habe in Berlin meine Geschäfte richtig abgemacht wegen des Holzverkaufs, aber es wird Zeit, daß ein Jeder zu Hause geht und bleibt, der sein Leben lieb hat. Es sieht gar unwirrsch aus in Land und Stadt.«

»So?« sagte Mutter Rutheni, »ei, das wäre! Aber legen Sie den Hut doch bei Seit', Gevatter Bertram! Setzen Sie sich in den Lehnstuhl meines lieben seligen Mannes.«

Bei diesen Worten nahm Annemarie dem Herrn Pathen den Hut aus den Händen, rückte ihm des Vaters Lehnstuhl zurecht, und lief auf einen Wink ihrer Mutter geschäftig nach einem Imbiß für den Gast. Dieser ließ sich das schäumende Bier behaglich von ihr einschenken, indem er sie mit den Augen musterte.

»Vergelt' dir's Gott!« rief er schmunzelnd. »Bist ja wieder um zwei Zoll gewachsen, seit ich fort war; man sieht dem lieben Kinde die Noth unserer Zeit nicht an, Frau Rutheni! Gott behüt' sie, sie ist frisch und rund, und brav dazu wie immer, meine ich. Dein Krügel Bier thut mir wohl, Annemarie, bin lange gefahren, der Regen hat die Wege verschlechtert, und doch wollte ich nicht eher in den Wald zu Hause, als bis ich bei Ihnen gewesen wäre, Mutter Rutheni.«

»Das nenne ich doch einen alten treuen Freund,« sagte Mutter Rutheni. »Ja, so sind die Menschen nicht immer. Sagen Sie mir

doch, Förſter Bertram, wie ſieht's denn in der Stadt aus? Was bringen Sie Neues mit? Hier im Dörfchen hört man wenig, aber die Leute wollen behaupten, daß es recht böſe Menſchen da in den Städten giebt, die dem König und dem lieben Gott nicht mehr gehorchen wollen. Was haben denn Sie davon gehört und geſehen?«

»Nicht eben das Beſte, Frau, nicht das Beſte,« entgegnete Förſter Bertram, und ſchüttelte den Kopf. »Zwar hat's bei uns noch gerade nicht Noth, unſer König iſt brav, und wir Unterthanen ſollen Gott und der Obrigkeit folgen, und Ruhe und Friede halten; aber es giebt Viele in unſeren Tagen, die ſelbſt nicht treu ſind, und Andere zur Treuloſigkeit verführen möchten. Die alten Zeiten ſind vorbei, Frau Rutheni, es ſind böſe Tage gekommen!«

»Das wollte Gott nicht!« rief Mutter Rutheni. »Es giebt auch hier wohl Manche, Förſter Bertram, die der Obrigkeit nicht gehorſam und immer unzufrieden ſind. Aber ſagen Sie mir doch, ſind Sie denn, wie Sie es gewollt, auch in Hochſtadt geweſen? Haben Sie, wie Sie mir verſprochen, meinen Bruder beſucht? und was macht er? Wie fanden Sie ihn?«

Frau Rutheni hatte nämlich einen einzigen Bruder, den ſie zärtlich liebte. Sie hatten ſich aber viele Jahre nicht geſehen, denn der Bruder, Georg Haland, wohnte in Hochſtadt, was ſehr weit von Ilmenau war. Wohl waren dann und wann Briefe unter ihnen gewechſelt worden, aber da ſie Beide nicht reich waren, und das Reiſen Geld koſtet, ſo konnten ſie nicht daran denken, einander zu beſuchen. Das war recht traurig für Mutter Rutheni. Als ſie Kinder waren, hatten ſie ſich gerade ſo herzlich lieb gehabt, wie Mimi und Carl oder Margarethe und Wilhelm einander hatten. Und wenn man auch noch ſo alt wird, ſo vergißt man ja doch niemals, wie lieb man einen Bruder oder enie Schweſter hat. Mutter Rutheni ſaß oft in Gedanken an den guten Bruder vertieft, der ihr immer nur Gutes gewünſcht, und als ſie noch

beiſammen waren, immer ſo liebevoll gegen ſie geweſen war, und ſehnte ſich, ihn wieder zu ſehen.

Da geſchah es denn, daß Förſter Bertram eine Reiſe machen mußte, um Holz zu verkaufen, und als er bei Mutter Rutheni Abſchied nahm und erzählte, wohin er zu reiſen gedenke, da bat ſie ihn erfreut, daß er ihren Bruder aufſuchen und ihr genaue Nachricht von ihm heimbringen möchte.

Was war natürlicher, als ihre eilige Frage.

Der Förſter ſchwieg einen Augenblick ſtill, und ſah bedenklich vor ſich nieder.

»Das iſt es eben, Frau Rutheni,« ſagte er dann, »weshalb ich gleich hergekommen bin. Ihr Bruder hat mir einen Auftrag an Sie gegeben.«

»Einen Auftrag?« fragte die gute Frau. »Nun, und der wäre? Was läßt er mir ſagen?«

»Er läßt Ihnen ſagen, daß er ſich freue, daß es Ihnen und Ihrer Annemarie ſo wohl gehe, und daß er Sie noch eben ſo lieb habe, als wie ſie noch Kinder waren. Er habe eine unbeſchreibliche Sehnſucht, Sie noch einmal zu ſehen, ehe er ſterbe. Das wäre ſein einziger Wunſch.«

»O mein lieber Georg!« ſagte Mutter Rutheni, und wiſchte ſich die Augen. »Und wie geht es ihm, iſt er geſund? Hat er Freude an ſeinem Sohne, dem Friedrich?«

Förſter Bertram ſah Mutter Rutheni traurig an und ſagte: »So wiſſen Sie alſo noch gar nicht, wie es Georg Haland ergangen iſt?«

»Mein Gott, wie ſo?«

»Sein Sohn Friedrich iſt vor einem halben Jahre bei den Unruhen geblieben; er war ein braver und tapferer Soldat, wie Sie wiſſen.«

Da ſchlug Mutter Rutheni die Hände vor das Geſicht, und weinte um ihren Bruder. Aber ihr Leid wurde noch größer, als Bertram ihr weiter erzählte, daß Georg Haland bei der Nachricht von Friedrich's

Tode der Schlag gerührt habe, daß er seitdem lahm und elend sei, und einsam und verlassen nun auch der Pflege entbehren müsse, für die sein guter Sohn gesorgt haben würde, wenn er gesund zu ihm zurückgekommen wäre.

»Ja, Frau Rutheni,« fuhr Bertram fort, »er wünscht sehr Sie zu sehen; aber er wisse, läßt er sagen, daß dies zu viel gewünscht sei für dieses Leben. Sie sollen getrost sein und seiner gedenken.«

Da schluchzte die gute Frau Rutheni laut, und Annemarie kniete vor ihr nieder, küßte ihre Hände und weinte auch.

Aber es dauerte nicht lange, so stand Mutter Rutheni auf, trocknete ihre Thränen, reichte dem Förster die Hand und sagte:

»Ich danke Ihnen, Nachbar, daß Sie die Freundschaft haben, mir die Nachricht sogleich zu bringen. Gott ist mächtig über uns, und es geschieht Nichts ohne seinen Willen. Meinem armen Bruder trifft es hart und mich dazu, aber wir müssen uns darein ergeben, weil Gott es uns geschickt hat.«

»Nun ich wußte,« sagte der Förster und stand auf, »daß Sie eine fromme Frau sind. Lassen Sie sich das Herzeleid nicht über den Kopf wachsen, Frau Rutheni! Sie wissen immer das Beste zu erwählen, Gott wird Ihnen helfen.«

Obgleich Mutter Rutheni ihn einlud, sich erst bei ihr auszuruhen, sie wolle seinem Pferde Heu und Wasser geben lassen, er solle das Abendbrod mit ihr essen: so nahm Bertram doch Abschied, um in den Wald zu Hause zu fahren, denn er war müde von der Reise.

Der gute Rath des Kindes.

In Mutter Rutheni's Häuschen war sonst immer Alles so hell; kein Tag verging, wo Annemarie nicht ein lustiges Lied gesungen hätte, oder ihre Schulfreundinnen kamen, und schäkerten eins mit ihr, oder sie spielte mit ihrem Ami, und Mutter Rutheni freute sich mit ihr darüber.

Aber seit Förster Bertram da gewesen, war es, als sei Alles dunkler im Häuschen geworden. Annemarie sang nicht; Mutter Rutheni sah blaß und ernst aus, sie war so fleißig den ganzen Tag und freundlich wie immer, aber wenn sie ihr Tagewerk gethan hatte, so saß sie still im Lehnstuhl, und sann nach über ihren armen Bruder Georg und seinen Sohn Friedrich, der so früh sterben mußte. Die treue Magd Katharine trug das Abendbrod traurig wieder hinaus, als sie sah, daß ihre Herrschaft nichts davon angerührt hatte, und wenn Ami an Annemarie in die Höhe sprang, und durch Wedeln mit dem Schwanze zu erkennen gab, daß er mit ihr spielen wollte, wenn ihn dann Annemarie aber gar nicht beachtete, weil sie betrübt auf ihre Mutter hinsah, so kroch selbst Ami traurig unter den Ofen, als hätte er's verstanden, daß die Menschen um ihn her Kummer hatten.

Des andern Tages war es schon dunkel geworden; Mutter Rutheni saß in der kleinen Laube. Der Abend war noch schön und mild, der Mond stand am Himmel, und die Sterne fingen an zu funkeln. Da ging die Gartenthür auf. Mutter Rutheni konnte nicht mehr erkennen, wer hereinkam.

»Wer iſt da?« fragte ſie. Statt der Antwort umarmte ſie Jemand.

»Biſt du's, meine Tochter?« ſagte ſie mit Zärtlichkeit, denn es war Annemarie, die ſie nach Band und Seide zum Nähen zum Kaufmann geſchickt hatte. »Biſt du ſchon wieder da? Ich dachte, du würdeſt mit Hennig's Lotte noch vor's Dorf gegangen ſein?«

»Nein, mein Mütterchen, ich mußte wieder zu dir,« ſagte Annemarie liebkoſend.

»Nun, ſo ſetze dich her zu mir, mein liebes Kind!« ſagte die Mutter, und rückte zu, daß Annemarie ſitzen konnte. »Aber warum biſt du nicht noch gegangen? Ich hätt's gern geſehen.«

»Ach, meine Mutter, es läßt mir ja doch keine Ruh, wenn ich dich betrübt weiß! Dann muß ich bei dir ſein, und nicht bei Lotten! Und dann, ſo muß ich immer an meinen armen Onkel Georg denken und an den Vetter Friedrich, und daß der Onkel Niemand hat, der ihn in ſeinem Kummer tröſtet,« ſagte Annemarie leiſe.

Mutter Rutheni legte ihren Arm um ſie und küßte ihre Stirn.

»Mütterchen,« fuhr Annemarie fort,« ich wollte dich um etwas bitten — willſt du mir's thun?«

»Was haſt du, Annemariechen? Laß hören, ob mir's möglich iſt, es zu thun?«

»Sieh, meine Mutter, ich weiß es nur zu gut, es iſt eben ſo ſehr dein Wunſch, als meiner — du denkſt auch den ganzen Tag daran, ob's nicht geht, das habe ich dir angeſehen.«

»Nun, und das wäre?« fragte die gütige Mutter.

»Laß uns zum Onkel Georg reiſen, Mutter,« bat Annemarie dringend. »Wir wollen ihn tröſten und pflegen.«

»Ach mein Kind,« ſagte die Mutter, »du haſt wohl errathen, was ich denke und wünſche. Aber wie es möglich werden ſollte, daß ich Haus und Hof verließe, das wüßte ich nicht. Niemand wird für unſere

Wirthschaft sorgen, wenn wir nicht da sind, es wird Alles verderben und zu Grunde gehen.«

»O Mutter, Katharine ist so ein treues Mädchen, die wird unsere Kühe und den Garten besorgen,« sagte Annemarie lebhaft.

»Dazu bedenkst du nicht, daß wir Geld zu der Reise brauchen, und wir sind arm, das weißt du.«

»Mutter, nimm doch das Geld,« rief Annemarie, »was du aus der Leinwand gelöst hast, welche wir gesponnen und gebleicht haben; du sagtest, du wolltest es sparen, bis ich größer wäre, daß du mir nützliche Sachen dafür kaufen könntest. O ich will nichts haben, mein Mütterchen! Du wirst ja doch nicht froh, wenn du den Onkel nicht siehst, und der arme Onkel bleibt verlassen. Mütterchen, reise mit mir hin!«

Frau Rutheni drückte Annemarie an ihr Herz. »Wäre dies möglich,« sprach sie, »so wäre es eine Wohlthat für mich. Aber, meine Annemarie, Gott gebietet mir auch, für dich zu sorgen. Du bist mein Kind, es ist meine Pflicht, zuerst an dich zu denken. Wenn meine kleine Wirthschaft hier zu Grunde geht, wenn ich mir durch meiner Hände Arbeit nichts erwerben kann, so werden wir ganz verarmt sein, und ich kann dir nicht einmal so viel lehren lassen, als du wissen mußt, um als arbeitsames und brauchbares Mädchen durch die Welt zu kommen.«

»Aber, meine Mutter, hast du denn wirklich nicht so viel Geld, um die Reise zu bezahlen?« fragte Annemarie traurig.

»Nein, mein Kind,« antwortete die Mutter, »in diesen Zeiten ist Alles zu theuer, ich habe jetzt nur so viel, daß wir nicht darben müssen.«

»O wie betrübt ist das!«

»Ja, es ist betrübt!« erwiderte Frau Rutheni. »Aber wir wollen auf Gott vertrauen, mein liebes Kind! Wir wollen zu ihm beten, daß er deinen armen Onkel Georg stärke und tröste. Er wird uns den Weg zeigen, den wir gehen sollen.«

Das Leid will ſich noch immer nicht wenden.

Förſter Bertram fand viel zu thun, als er nach Hauſe gekommen war. Das Holz, was verkauft werden ſollte, mußte im Winter geſchlagen werden; rüſtig durchſtrich Bertram den Wald, und wies den Holzknechten das Bau- und Brennholz an.

Da war er denn ſchon mit Sonnenaufgang auf den Beinen. Kaum hatte er eine kräftige Bierſuppe gegeſſen, ſo nahm er auch ſchon die Flinte von der Wand, hing ſie mit einem Ruck über die Schulter, und ſteckte eine Portion Schinken und Butterbrod ſammt dem Schnapsfläſchchen in die Jagdtaſche. Kaum gewahrte dies der treue Packan, ſo kam er mit Luftſprüngen herbei. Er liebte es nicht weniger als ſein Herr, in's freie Feld und in den dunkeln Wald zu wandern, und ſomit waren ſie ſchon viele Jahre mit einander Tag für Tag hinausgewandert, der Förſter mit friſchem Muthe für ſein Tagewerk, der Packan voller Luſt auf ein Häschen, das er etwa jagen, oder ein Vögelchen, was er aufſcheuchen und anbellen konnte.

Aber heute ging der Förſter in tiefen Gedanken den Wald entlang. Packan ſtand ein paar Mal vor ihm ſtill, und wedelte mit dem Schwanze, als wollte er um Erlaubniß bitten, im Felde umherzuſtöbern. Bertram ſah ihn nicht an. Er dachte an Frau Rutheni's Kummer, denn der alte Mann hatte ſeine Freunde lieb. Es war früh, die Arbeitsleute noch nicht im Walde. Der Wind ging friſch über die Stoppelfelder, die weißen Spinneweben überzogen die Wieſen, und die

Sonne schien noch nicht warm genug, um den Thau von den Gräsern auf der Wiese wegzulecken.

Förster Bertram schritt tapfer zu. Der Pfad durch die Wiese lief gerade auf Frau Rutheni's Gärtchen zu.

Annemarie hatte ihn durch's Fenster erblickt. Sie sprang ihm entgegen, Ami hinter ihr drein.

»Brav! brav!« sagte Bertram. »Ich sehe, Ihr Beide seid munter auf! Was macht deine Mutter, Annemarie?«

»Da kommt sie eben,« erwiderte diese. Man sah Mutter Rutheni an, daß sie eine kummervolle und schlaflose Nacht gehabt hatte. Aber doch war sie schon lange aufgestanden, um ihr Brod zu backen, und eine Menge Aepfel zu schälen, die Kathi, wenn das Brod aus dem Backofen sein würde, Nachmittags hineinschieben, und für den Wintervorrath abbacken sollte.

Die beiden alten Freunde bewillkommneten einander.

»Ich störe Sie, gute Frau Rutheni,« sagte Bertram, »Sie haben heute große Geschäfte, wie ich sehe.«

»Keineswegs, Förster,« war die Antwort. »Mein Brod ist im Ofen, Annemarie wird statt meiner Aepfel schälen, da es mir eine Wohlthat ist, mit Ihnen zu reden.«

Sie nöthigte den Förster in's Wohnzimmer. Da ließen sich die beiden Alten am Fenster nieder, durch welches die Sonne Annemariens Blumenscherben freundlich beschien.

»Nun,« sagte Bertram theilnehmend, »wie geht es Ihnen, Frau Rutheni? Haben Sie wieder Muth gefaßt? Haben Sie sich zu etwas entschlossen?«

»Ach, mein guter Förster,« antwortete Mutter Rutheni, »der Entschluß wäre wohl leicht gefaßt, wenn mein Beutel voller Ducaten wäre. Aber es ist jetzt Alles viel theurer als sonst, der Verdienst ist knapp, es müssen viel Steuern bezahlt werden: wie sollte ich da wohl auskom-

men, wenn ich eine weite Reiſe bezahlen wollte, und außerdem iſt meinem armen Georg ja nicht zu helfen.«

»Nun, brave Frau,« ſagte der Förſter, »dann müſſen ſie ſich beruhigen, und Gott wird Georg weiter helfen.«

»Ja, das wird er,« erwiderte Frau Rutheni, indem ſie die Hände faltete, und Thränen im Auge hatte. »Aber Gevatter, wenn man aus Mangel an dem nöthigen Gelde undankbar handeln muß an denen, die man am liebſten auf der Welt hat, o das ſchmerzt ſehr, das kann man ſein Lebelang nicht vergeſſen! Mein lieber ſeliger Mann und ich haben dem Georg viel, ja Alles zu verdanken. Als die Deutſchen gegen den franzöſiſchen Kaiſer Bonaparte in den Krieg zogen — es ſind nun ſchon viele Jahre her — da hatten die Feinde das Dorf, wo wir damals wohnten, angeſteckt, es brannte ganz ab, unſer Haus und Hof mit — wir waren damals wohlhabend, und bis dahin hatte es uns an Nichts gefehlt — aber wir wurden ſo arm, daß wir nicht wußten, wo wir mit unſerer Annemarie, die noch ein kleines Kind war, ein Obdach finden oder Brod hernehmen ſollten. Georg hatte auch viel eingebüßt, es waren ihm Rinder und Schafe weggetrieben von dem Feinde, er hatte ſelbſt auch Frau und Kind. Da ſuchte er uns ſelbſt in unſerem Elende auf, und nahm uns mit in ſein Haus, wir mußten ſein knappes Brod mit ihm theilen, und er behalf ſich mit den Seinen ſo gut es gehen wollte, nur um uns nicht darben zu laſſen. Wenn er manchmal nicht wußte, wo er den folgenden Tag Nahrung für uns Alle hernehmen ſollte, denn die Noth war über das ganze Land, und die Feinde nahmen den Einwohnern bis auf's letzte Brod Alles weg: ſo war er doch immer liebevoll gegen uns, und wenn ich außer mir war, daß wir ihm auch noch zur Laſt fallen mußten, ſo ſagte er zu mir: Laß gut ſein, Ellen! Du würdeſt es mit mir eben ſo machen, wenn du noch ein Haus und ich keines hätte! Wir verlaſſen einander nicht! — Ach, und ich kann's ihm jetzt nicht vergelten, da er elend iſt!«

Bei dieſen Worten ſchüttelte Frau Rutheni den Kopf, ſah zum Boden, und ſaß mit in Schooß gefalteten Händen traurig und ſtumm.—

Der Förſter betrachtete ſie voll Mitleid. Er wußte nicht, wie er ſie tröſten ſollte, denn er ſelbſt war nicht reicher, als Mutter Rutheni, und konnte ihr kein Geld anbieten.

»Ich ſollte denken, Frau Rutheni,« ſagte er dann, »daß die Reiſe Euch am Ende nicht ſo viel koſten könnte! Für zwanzig Thaler reiſt man jetzt weit, und wenn Sie dadurch eine ſo große Beruhigung hätten, ſo ſollten Sie es nicht darauf anſehen. Wenn Sie nur einmal dort wären, Haland hätte am Ende auch noch ſo viel, daß er Sie wieder zu Hauſe ſchicken könnte, und wer weiß, entſchlöſſe er ſich am Ende, mit Ihnen hieher zu ziehen, dann könnten Sie Ihren Georg ja nach Herzensluſt pflegen.«

Die Sonne war unterdeſſen ſchon höher geſtiegen, Bertram nahm ſeine Flinte, und eilte in den Wald zu ſeinen Arbeitern.

Seine letzten Worte aber gingen der guten Mutter Rutheni den ganzen Tag im Kopfe herum. Sie mußte immer an Georg denken, und ſah ihn lebhaft vor ſich, wie er in ihrem Großvaterſtuhle ſo ſchön ausruhen, wie er von ihr und Annemarie gepflegt werden könnte, wenn er nur da wäre! Aber dann dachte ſie wieder daran, wie der Förſter auch geſagt hatte, daß er ſo elend ſei, und es war ihr, als ſähe ſie ihn ſterbend vor ſich.

So ging der Tag hin. Das Brod wurde gebacken und die geſchälten Aepfel in den Ofen geſchoben.

Der Abend.

Gegen Abend ging Annemarie dem Walde zu. Jacob, der Schäfer, hatte ihr gestern gesagt, daß auf einer gewissen Stelle in der Haide jetzt eine Art von Pilzen wachse, die Mutter Rutheni gerne aß. Annemarie, der die Mutter gern eine kleine Zerstreuung nach dem betrübten Tage gönnte, hatte ihr die Erlaubniß gegeben, diese Pilze einzusammeln. Sie hatte auch ihr Körbchen bald gefüllt, und war auf dem Heimwege. Die Sonne war im Untergehen, die Vögel im Walde gingen zu Bette, es wurde Alles still, und Annemarie kam heute der Wald sehr traurig vor. Die Mutter hatte des Morgens nicht beachtet, daß die Thür zum Cabinet auffstand, in welchem Annemarie Aepfel schälte, als sie dem Förster ihr Leid um Georg klagte. Sie hatte Annemarie nicht damit betrüben wollen, aber weil sie ihre Gedanken den ganzen Tag mit ihren Sorgen beschäftigt hatte, so war es ihr nicht aufgefallen, daß ihr Tochter fast eben so betrübt gewesen war, als sie selbst. Annemarie konnte nun einmal nicht vergnügt sein, wenn sie wußte, daß ihre Mutter sich gräme.

Sie ging, und dachte an das, was ihre Mutter heute Morgen mit Bertram gesprochen hatte; es dauerte sie gar zu sehr. Sie sann und sann, was sie thun könnte, um der Mutter Geld zu verschaffen, aber es wollte sich nichts finden. Ja, wenn nur Frau von Lief da gewesen wäre, die gute Frau von Lief! Aber auch die war nicht da, war weit weg im Bade. Sie hatte es kaum bemerkt, daß sie schon an die Heer-

ſtraße gekommen war. Plötzlich hörte ſie einen Wagen raſſeln. Sie ſtand ſtill um zu lauſchen; da ſah ſie die ſchöne Kutſche daherkommen, die neulich vor dem Ilmenauer Gaſthofe ſtand. Es war derſelbe Kutſcher, derſelbe Bediente ging nebenher, ſie konnte ſich nicht irren. Aber die ſchönen Schimmel trabten nicht ſo luſtig, wie das erſte Mal, ſie ſchlichen, denn der eine lahmte mit dem Hinterfuße. Es dauerte nicht lange, ſo hörte ſie nicht weit hinter ſich Stimmen, und erkannte trotz der herein brechenden Dämmerung das grüne Kleid der jungen Gräfin und den alten Herrn, ſelbſt durch den Schimmer der Bäume. Sie kamen gerade auf ſie zu.

Annemarie erſchrak, denn ſie dachte an Ami, und daß, wenn Gräfin Amelie ſie hier fände, ſie wohl darauf beſtehen könnte, ihn haben zu wollen. Sie huſchte alſo ſchnell hinter ein nahes Gebüſch, um dort abzuwarten, daß ſie vorbei gingen.

Sie ſprachen ganz laut mit einander.

»Sind wir denn noch nicht bald aus dem langweiligen Walde heraus?« fragte Amelie, »ich bin müde zum Umfallen, Papa. Wenn's noch lange dauert, ſetze ich mich wieder in den Wagen, die Schimmel mögen mich fortbringen, wie ſie können.«

»Gedulde dich nur noch eine kleine Weile, meine Tochter,« erwiderte der Graf. »Der Schimmel lahmt bedeutend, wir haben alle Urſache, ihn zu ſchonen. Ich habe hundert Ducaten für das Thier bezahlt, es iſt das Schönſte in meinem Poſtzuge, es wäre mir nicht gleichgültig, ihn einzubüßen.«

»Papa, mir thun die Füße aber von dem ewigen Laufen auch nicht wenig weh,« ſagte die junge Gräfin etwas übellaunig. »Wenn man ſich dann nur wenigſtens ordentlich ausruhen kann — an was für einen Ort kommen wir denn hier? Und wo werden wir die Nacht am Ende zubringen?«

Der Graf konnte ihr darüber nicht viel Tröſtliches ſagen. Er er-

zählte ihr, daß das nächste Dorf Ilmenau wäre, und daß man gezwungen sein würde, in dem Gasthofe zu übernachten, welcher schon auf der Hinreise seiner Tochter so viel Unbehagen verursacht hatte.

»O Papa, das ist ja schrecklich!« rief sie aus. »Das Nest! Ist es nicht, als wäre dieses Ilmenau nur zu meinem Aerger da? Wenn ich nur den Namen höre, so fällt mir auch schon wieder der wunderschöne kleine Hund ein, welcher meine ganze Wonne gewesen wäre, und welchen das einfältige Mädchen uns nicht verkaufen wollte. Ich habe ihn die ganze Zeit, daß wir bei der Tante zum Besuch waren, nicht aus dem Sinne gebracht. Aber nicht wahr, Papa, du schaffst mir so einen Hund? O, ich lasse dir keine Ruhe, Papa, ich muß und muß einen haben.«

»Nun ja,« entgegnete der Graf, »ich sagte es dir ja schon, daß wir nach einem Hunde der Art forschen wollen. Aber sie sind selten, und gerade die Art, von welcher das Mädchen einen hatte, ist sehr theuer. Du hörtest wohl, daß sie zwanzig Thaler forderte. Es ist viel Geld für ein unnützes Thier.«

»O Papa, wenn's mir nun aber so ein großes Vergnügen macht,« rief Amelie. »Ich kann ohne so einen Schooßhund gar nicht mehr leben, ich denke an nichts anderes, und träume alle Nächte von ihm.«

Amelie schien gar nicht daran zu denken, daß zwanzig Thaler eine Summe ist, die nicht Jeder an ein kindisches Vergnügen wenden kann.

»Nun, wir werden sehen,« sagte der Graf. »Der Hund ist ganz überflüssig für dich; aber die Kleine ist gewohnt, Alles durchzusetzen, was sie will.«

Hierbei drohte er der Kleinen mit dem Finger, den sie aber geschwind in ihre Hände herunterzog, indem sie sich dem Vater an den Arm hing, und fort gingen sie.

Vergnügt, daß sie nicht bemerkt worden war, trat Annemarie hin-

ter den Gebüſch vor, nahm dem Korb mit den Pilzen vom Boden auf, und ſchlug einen Seitenpfad zu ihrem Häuschen ein.

»Ei wie gut,« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, »daß ſie mich nicht erblickten. Am Ende hätte ich meinen Ami für zwanzig Thaler — —«

Bei dieſen Worten ſtand Annemarie plötzlich ſtill, es kam ihr ein Gedanke — ſie ſah ſtarr auf den Boden, und das Blut ſchoß ihr in's Geſicht.

»Zwanzig Thaler!« rief ſie. »O mein Gott! wenn Mutter die zwanzig Thaler hätte, ſo könnten wir zu Onkel Georg reiſen — der Förſter hat's geſagt. Und die Mutter grämte ſich dann nicht mehr — und der Onkel, dem wir ſo viel Dank ſchuldig ſind, wie Mutter ſagt, ach, der würde dann verpflegt ſein. Aber — o mein Gott! — iſt denn das möglich, daß ich meinen Ami verkaufen ſollte? Meinen Ami! meinen Liebling! das Beſte, was ich habe, außer meiner Mutter.«

Das gute Mädchen hielt ſich mit beiden Händen die Augen zu, als hätte ſie, ganz was Unerhörtes vor ſich geſehen.

»Nein! nein! das kann doch wohl nicht von mir verlangt werden,« ſagte ſie traurig weiter gehend, „daß ich den Ami verkaufe!«

Aber ſie ging und ging, und war ſchon nahe an ihrem Gärtchen, ohne daß ſie's bemerkt hatte, und es war, als wenn in ihr eine Stimme riefe: Annemarie du mußt, du mußt deinen Ami verkaufen! es iſt für deine Mutter und für deinen Wohlthäter, den Onkel Georg.

Sie ſtand wieder ſtill, und ſann nach. Da fiel ihr ein, wie Herr Niemeier neulich in der Schule von Jeſus Chriſtus erzält hatte, daß er Gott zu Liebe und den Menſchen zum Wohle das Liebſte und Beſte, was er hatte, hergegeben habe, und daß die Kinder eben ſo werden ſollten, wie Jeſus Chriſtus war. Ach, Ami war ja ihr Liebſtes und Beſtes, und ihre Mutter hatte ſie noch lieber, als Ami!

Ach, aber Ami verkaufen! Da hörte ſie ein wohlbekanntes freudiges Bellen. Ami hatte ſeine Herrin gewittert, und da er ein Loch im

Zaune gefunden, kam er wie toll vor Freuden herangesprungen, umkreiste Annemarie, sprang an ihr in die Höhe, leckte ihre Hände.

Da konnte diese sich nicht länger halten; sie nahm das süße Thierchen in ihre Arme, herzte und drückte es, und fing bitterlich zu weinen an. Der Hund sah zu ihr hinauf, als hätte er ihr Leid verstanden, als wolle er sagen: Annemarie, verkaufe mich nicht!

Annemarie brachte lange zu, ehe sie sich fassen konnte. Es war schon lange Zeit zum Abendbrod, sie getraute sich nicht, zur Mutter heinein zu gehen, denn sie wollte ihre verweinten Augen nicht sehen lassen. Die Mutter, welche sie mit Ami im Garten gehört hatte, rief sie endlich zum Abendbrod. Annemarie war froh, daß noch kein Licht angesteckt war, sie nahm sich zusammen, mit der Mutter so heiter zu sprechen, als sei nichts vorgefallen. Sie brachte ihr die Pilze, über welche Mutter Rutheni erfreut war. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Annemarie der Mutter etwas verschwieg, was sie gesehen oder gehört hatte, aber da die Mutter nicht fragte, so wagte sie nicht, vom Grafen und von der jungen Gräfin etwas zu sagen, aus Furcht, Alles erzählen zu müssen, und der Mutter das Herz schwer zu machen. Und da sie, ermüdet vom Tagewerke, sich sogleich niederlegten, so sah Mutter Rutheni die verweinten Augen ihres lieben Kindes nicht, und wußte nicht, wie schwer ihm das Herz war.

O Ami! süßer Ami!

Der Tag hatte kaum gegraut, da erhob sich Annemarie sachte von ihrem Lager. Sie freute sich, daß die Mutter noch schlief, und schlich sich leise aus der Kammer. Das gute Kind hatte zum ersten Male in ihrem Leben weniger gut geschlafen als ihre Mutter. Sie war oft aufgewacht, und dann stand Ami vor ihren Augen. Nun aber war sie schon seit einer Stunde völlig wach, und in dieser Stunde hatte sie gefunden, was sie thun wollte. Sie hatte an das blasse Gesicht ihrer Mutter gedacht, und wie sie gestern gesagt hatte: mein armer Georg! Du wirst sterben, und

ich ſehe dich nicht mehr wieder auf der Erde! — Und an Jeſus Chriſtus hatte ſie dann wieder gedacht, wie er das Liebſte, was er hatte, für Andere hergegeben hatte.

Da ſtand Annemarie auf, und wußte, was ſie thun wollte.

Sie nahm ihr Sonntagskleid aus dem Schranke, und die reine rothgeſtreifte Schürze dazu, wuſch Hände und Geſicht mit friſchem Waſſer, flocht ihre blonden Haare in glatte Flechten und es dauerte nicht lange, ſo ſtand ſie ſchmuck und reinlich an der Thür. »Ami!« rief ſie leiſe, und lockte ihren kleinen Freund heraus. Dann ſtand ſie traurig ſtill, ſah ihn lange an — nahm ihn raſch auf dem Arm, und verließ den Garten.

Wer Gott liebt, dem hilft er.

Annemarie hatte Eile, denn sie dachte, wenn der Graf eher abreist, als du in's Wirthshaus kommst, so ist's vorbei. Aber die Füße waren ihr schwer wie Blei, es war, als käme sie nicht von der Stelle, und konnte doch sonst brav laufen. So kam sie bis an die Kirchhofsmauer, wo der Weg zum Gasthofe um die Ecke biegt. Da hörte sie durch die helle Morgenluft ein lustiges Liedchen pfeifen, und alsbald kam um die Ecke des Weges ein rüstiger junger Gesell. Als der Annemarie erblickte, kam er auf sie zu. Es war der Schäfer Jacob. Sie kannten sich von der Schule her.

»Guten Morgen, Annemarie!« rief er ihr zu. »Ei, wo kommst du so früh des Weges? Meiner Treu! du bist ja geputzt wie zum Pfingstfeste, und ist doch kein Sonntag heut! Was hast denn du vor? wo willst du hin?«

»Ich habe einen Gang zu thun?« antwortete die Kleine, und sah vor sich hin.

»Einen Gang zu thun? Und siehst dabei aus, als gingst du zum Leichenbitter. Ich habe auch einen Gang zu thun, mit meinem Sacke hier, aber dein Ami scheint dir schwerer zu werden als mir mein Sack. Was soll denn das Alles bedeuten, Annemarie?«

Indem er sprach, legte er seinen Sack, in welchem ein Vorrath an Brod und Käse steckte, den er dem Schäfer auf's Feld tragen sollte, wel-

cher des Nachts bei der Heerde draußen geblieben war, auf den Rasen am Wege hin, um mit Annemarie zu reden.

»O,« sagte Annemarie, »ich wollte lieber deinen Sack tragen, Jacob, als meinen Ami heute Morgen.«

»So?« sagte Jacob. »Na, ihr Mädchen seid einmal wunderbar! So gieb mir deinen Ami und nimm meinen Sack. Ich wollte doch sehen, an wen du deinen Ami wohl hergeben möchtest; du hast gut reden.«

»Sei still, Jacob!« antwortete Annemarie. »Was weißt du auch, ob ich meinen Ami nicht hergebe?« sagte sie mit zitternder Stimme. »Dir würde es vielleicht nicht so sauer werden. Ihr Knaben seid anders, das will ich glauben.«

»Was?« fragte Jacob neugierig, »du gäbst deinen Ami her? Nun, da würde sich doch das ganze Dorf verwundern, daß du so schlecht gegen deinen Liebling handeln könntest. Wo willst du ihn denn hintragen in aller Welt?«

»Jacob, ich möchte dir gar nicht antworten darauf, wenn ich nicht wüßte, daß du trotz deiner Reden nicht so lose bist, als man danach denken sollte. Wenn du an meiner Stelle wärst, so würdest du's am Ende nicht anders machen als ich, und hättest Recht daran.«

Jacob neckte sich indessen mit dem Ami, streichelte und liebkoste ihn.

»Nun, so laß doch einmal hören, was du für eine Weisheit hast, Annemarie, die ich dir nachmachen könnte.«

»Jacob,« sagte Annemarie treuherzig zu dem Schulkameraden, »meine Mutter grämt sich um meinen Onkel, der krank ist und sterben wird, und es ist ein vornehmer Graf im Gasthofe, der hat eine Tochter, die viel Geld für ein Hündchen, wie Ami ist, geben würde, und meine arme Mutter kann in der theuren Zeit nicht zu meinem Onkel Georg reisen, und —«

Annemarie konnte nicht weiter reden, ſo ſtandhaft ſie auch ihren Ami bis hierher getragen hatte.

»Adje, Jacob,« ſagte ſie, »ich muß gehen, und du auch — adje!« und damit ſchritt ſie um die Ecke am Kirchhofe.

Jacob ſtand wie verblüfft und ſah ihr nach. Das arme Ding, dachte er. Iſt ihr denn nicht zu helfen?

Es dauerte eine kleine Weile nur, ſo hörte Annemarie, trapp! trapp! trapp! wieder Schritte hinter ſich. Es ſchlug ihr Jemand auf die Schulter, ſie ſah ſich erſchrocken um. Da ſtand der Jacob wieder.

»I, Jacob,« rief ſie, »was giebt's? Warum erſchreckſt du mich ſo?« Und ſie wehrte Ami, der gegen Jacob knurrte und bellte.

»Höre, Annemarie,« ſagte Jacob gutherzig, »iſt das dein Ernſt, daß du den Ami verkaufen willſt?«

»Nun ja doch, ich ſagte dir's ja! Frage nur nicht mehr, du machſt mir nur das Herz noch ſchwerer.«

»Aber weißt du denn auch, daß der Graf ihn kaufen *will*? Weißt du, daß er dir ſo viel Geld giebt, als du brauchſt, und das es werth iſt, dein Thier dafür hinzugeben?«

Als Annemarie ſah, daß er's ſo ehrlich mit ihr meinte, ſo erzählte ſie dem Schulkameraden Alles, was ſich neulich mit der jungen Gräfin und ihr am Wirthshauſe wegen Ami zugetragen und was ſie geſtern Abend im Walde gehört hatte, als der Graf mit ſeiner Tochter vorüber ging.

»Sieh, Jacob, zwanzig Thaler, ſagt Förſter Bertram, brauchen wir zur Reiſe, und die bekomme ich gewiß vom Grafen, und wenn ich zu Hauſe komme, und der Mutter zwanzig Thaler bringe, o —«

Als Annemarie ſo ſprach, liefen ihr die Thränen über die rothen Backen, und doch lachte ſie auch zu gleicher Zeit, weil ſie an die Freude der Mutter dachte.

Jacob war einen Augenblick ſtill, und ſchnitt ein wunderliches Ge-

sicht, denn es war ihm um's Herz, als müsse er mit lachen und mit weinen. Aber beides ging bei ihm nicht so leicht von Statten. Er schüttelte mit dem Kopf, und nickte, als hätte er's begriffen; dann sagte er:

»Und da willst du nun hingehen, und zwanzig Thaler verlangen?«

Annemarie nickte bejahend.

»Na, das kommt mir noch nicht so vor, als wenn du das über die Zunge bringen würdest, und der vornehme Herr Graf wird wohl auch nicht gleich so viel geben, wie die Gräfin sich's denkt.« — —

Er stand nachdenklich, drehte die Mütze in den Händen herum, und fuhr sich durch die krausen Haare. —

»Höre, Annemarie,« sagte er trocken, »meiner Treu, ich thu' dir's zu Liebe, weil du doch deiner Mutter so gern helfen willst. Hast du das Vertrauen zu mir, so gieb mir deinen Hund — mir wird's nicht so sauer wie dir — ich will ihn hintragen zu der Gräfin —«

»O, guter Jacob, das wolltest du thun?« sagte Annemarie erfreut, denn je mehr sie sich dem Wirthshause genähert hatte, desto schwerer war es ihr erschienen, Ami zum Verkauf zu tragen.

»Ja wohl,« war Jacob's Antwort, »was ist's auch weiter? Na, mach' nicht viel Umstände, Annemarie, 's ist besser so als anders! Am Ende fingst du noch gar an zu weinen, und wenn Ami dich weinen sieht, so fängt er an zu heulen, denn die Hunde können das Greinen nicht leiden, und es wird aus dem ganzen Kaufe nichts.«

»Nun ja doch, du sollst ihn haben, Jacob! Aber zwanzig Thaler mußt du mir bringen, hörst du?« sagte Annemarie beweglich, drückte und herzte ihren kleinen Freund zum letzten Male, und wandte sich weg, indem Jacob ihr Ami abnahm.

»O trage ihn recht gut und vorsichtig,« rief sie ihm zu, »o mein Ami, mein lieber Ami, lebe wohl!«

»Ich trage ihn wie unsere Schäfersfrau ihr Kind, Annemarie!«

Illustr. v. Arenz & Cie in Düsseldorf.

Der Verkauf.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

rief Jacob, und machte sich auf. Bald stand er noch einmal still. Annemarie hatte beide Hände vor den Augen, denn sie konnte es nicht mit ansehen, daß Ami fortgetragen wurde.

»Annemarie,« sagte Jacob, »bitte, gehe und sieh, daß Niemand meinen Sack vom Wege wegnimmt. Ich komme bald wieder! Sei ruhig, ich werd's schon machen.«

Da ging Annemarie, und setzte sich zu Jacob's Sack auf den Rasen.

Der Verkauf.

Ihr werdet Euch wohl noch erinnern, wie Jacob gewohnt war, wenn er mit seiner Heerde in Wäldern und auf Bergen tagelang umher zog, sein schwarzes Butterbrod mit großem Appetite zu verzehren, und daß es ihm gleich galt, ob er Braten und Kuchen oder ein Gericht derber Erbsen aß. In seinem Schäferkittel, hinter seiner lieben Heerde, wenn die Sonne oder die Sterne in der Nacht über ihm am Himmel standen, war er froh und zufrieden, er kannte auch Vieles von den Vergnügungen und schönen Dingen gar nicht, die andere Kinder oft denken nicht entbehren zu können. Daher wünschte er sich auch nichts Besseres, und am allerwenigsten stand sein Sinn auf vieles Geld. Als er aber, wie Ihr eben gesehen habt, den Ami zum Grafen trug, war es mit einem Male anders.

»Wart,« sagte er zu sich selbst, »die Annemarie, das arme Mädchen, giebt ihr Liebstes hin, und die reiche Comteß will den Hund auch nur haben, damit sie den schönsten hat, wenn die andern Gnädigen mit ihren Schooßhunden zu ihr kommen; die soll mir ihn gut bezahlen, sonst kriegt sie ihn auch noch nicht.«

Als er beim Wirthshause anlangte, sah er richtig die Kutsche davor stehen. Er kam nun eben noch zu rechter Zeit, denn es war schon angespannt, und der Bediente trug Mantelsäcke, Kissen, Sonnenschirm und Reisetasche in den Wagen.

Nun hätte Jacob sich durch den Bedienten beim Grafen melden lassen können, aber er hielt es für klüger, draußen zu bleiben, denn, dachte er, wenn die Comteß den Ami erblickt, so läßt sie den Herrn Grafen nicht locker, er muß auch mit heran.

Der pfiffige Junge hatte sich das Ding ganz klug ausgedacht. Er stand an dem schmalen Heckengange, der vom Hause nach dem Wege führte, wo die Kutsche war, stockmäuschen still mit seinem Ami auf dem Arm.

Kaum eine Minute hatte er gestanden, so erschien Amelie auch schon in der Hausthür, der Graf hinter ihr drein. Der alte Herr knöpfte sich den Paletot von oben bis unten zu, denn es war ein frischer Morgen.

»Du wirst dich erkälten, mein Kind,« rief er hinter Amelie her, »warum hast du den Mantel nicht bei dir behalten? Warte doch! Franz, bringe den Mantel aus dem Wagen.«

»Ach, Papa,« erwiderte Amelie, indem sie sich in den Shawl wickelte, der Shawl ist mir genug, nur um des Himmels willen keinen Mantel! Ich bin fast erstickt vor Hitze in der kleinen niedrigen Stube des Nachts, die Betten waren so dick, daß sie mich fast erdrückt hätten. Ich bin froh, daß ich frische Luft schnappe, und danke Gott, daß wir endlich aus dem Neste heraus — — —«

Wau! wau, wau! bellte und knurrte es plötzlich neben ihr, daß sie sich erschrocken umsah. Aber alsbald dachte sie weder an die häßlichen Betten, noch an die Hitze mehr. In zwei Sprüngen war sie neben Jacob, der Ami festhielt, indessen dieser sich auf die weißen Vorderfüßchen stemmte, und so drollig und keck that, als dürfe kein Fremder sich unterstehen, an ihm vorbei zu gehen.

»Papa, Papa! Ich bitte dich, sieh doch nur, da ist ja schon wieder gerade solch ein Hund, als das Mädchen neulich einen hatte. O, das könnte sich ja gar nicht glücklicher treffen! Der Junge ist am Ende

vernünftiger als das Mädchen war, beſter Papa,« ſagte ſie leiſe zum Grafen, »gewiß er verkauft den Hund. Er ſieht dem andern übrigens zum Sprechen ähnlich, ich würde ihn faſt für denſelben halten, wenn mir dieſer nicht noch ſchöner vorkäme. Ach, was hat er für ſchöne glänzende Augen, und das weiche Fell, die leichten niedlichen Pfötchen. O Papa, bitte, bitte, Papa!«

»Nun, nun, du kleiner verwegener Schelm,« fuhr ſie zu Ami redend fort, indem ſie ihn mit der linken Hand ſtreichelte, und mit der rechten ein Zuckerbrod für ihn aus der Taſche hervorlangte, — »knurre nur nicht ſo; du beißeſt mich doch nicht? O wir wollen gute Freunde werden. Wie heißt dein Hund, mein Freund?« fragte ſie Jacob.

»Er heißt Ami,« erwiderte dieſer mit einem gleichgültigen Geſicht.

»Und wie heißeſt du denn? wer biſt du?« fragte der Graf herzutretend.

»Ich heiße Jacob, zu dienen, und bin ein Schäfer.«

»Hm! da brauchſt du ja eigentlich den kleinen Hund nicht, den du da haſt. Es iſt kein Schäferhund, er kann deine Schafe unmöglich in Ordnung halten.«

»Das wohl nicht, gnädiger Herr Graf,« erwiderte Jacob, »man kann ja aber wohl auch außerdem einen Hund haben.«

»Der Burſch hat Haare auf den Zähnen«*), ſagte der Graf leiſe zu Amelie.

»Da du ihn aber nicht nothwendig gebrauchſt, Schäfer Jacob,« ſagte Amelie, »ſo könnteſt du mir das Thier verkaufen.«

Jacob that, als wäre ihn gar nichts daran gelegen. Er ſtreichelte Ami, und ſagte: »je weniger ich ihn brauche, deſto lieber habe ich meinen Hund.«

»Das glaube ich wohl,« ſagte Amelie halb ärgerlich, »aber beſinne

*) Iſt ſehr dreiſt.

dich ein bischen darauf! Ich will dir ihn gut bezahlen, was willst du für ihn haben?«

»Ei, es ist mir bis heute noch gar nicht eingefallen, gnädige Comteß, den Hund zu verkaufen,« sagte Jacob mit schlauer Miene. »Ich weiß recht gut, was er werth ist.«

»Nun, ich sollte denken,« erwiderte Amelie, »daß es einem Schäferknaben doch auch nichts Kleines wäre, ein gut Stück Geld zu verdienen.«

Jacob nickte mit dem Kopfe und sagte: »Nun ja, es käme darauf an.«

Der Graf zog seine Tochter bei Seite.

»Der Bursch scheint mir sehr keck zu sein, Amelie. Ich habe gerade keine Lust, mit ihm zu handeln. Der Hund ist von der schönsten Art, die es im ganzen Lande giebt, und das scheint er auch recht gut zu wissen.«

»Ach, liebster Papa,« schmeichelte Amelie, »ich hätte ihn doch vor mein Leben gern. Wir wollen ihn doch fragen — bitte, bitte.«

»Was willst du für deinen Hund haben?« fragte ihn der Graf.

Jacob besann sich ein Weilchen, und sagte dann rasch:

»Fünf und Zwanzig Thaler, gnädiger Herr Graf.«

»Da hörst du's!« sagte der Graf zu Amelie. Aber Amelie ließ nicht nach mit Bitten, sie wolle zwei Monate lang nicht in die Comödie gehen — sie wolle auch den Papagei nicht haben, den ihr der Papa versprochen habe, hörte Jacob sie sagen, — wenn sie nur Ami bekäme.

Endlich nach vielem Hin- und Herreden zwischen dem Grafen und seiner Tochter, und nachdem Jacob noch einmal wiederholte, daß der Förster Bertram selbst gesagt habe, der Hund sei so viel werth, zog der Graf seinen Beutel, und gab Jacob fünf Goldstücke.

Wer war froher als Jacob. Amelie empfing ihr neues Eigenthum

aus seinen Händen, und spendete ihm tausend Liebkosungen. Ami mußte zwischen ihr und dem Papa im Wagen Platz nehmen, und ließ sich nach einigem Bellen und Knurren den neuen Ehrenposten ruhig gefallen, da Annemarie nicht da war, und er es nicht ahnte, daß die vier Schimmel ihn von seiner ersten Herrin bald weit weg gezogen haben würden.

Kaum aber fühlte Jacob die Goldstücke unter seinen Fingern, so setzte er sich in Trab bis an die Ecke der Kirchhofsmauer. Dem ehrlichen Jungen schlug das Herz so hoch, als wenn ihm selbst die fünf Goldstücke geschenkt worden wären. Als er Annemarie erblickte, die mit gesenktem Kopfe bei Jacob's Käsesacke saß, und schon lange und bange gewartet hatte, daß er sich wieder sehen lassen sollte, hielt er die Hand in die Höhe, und rannte herbei. Annemarie stand auf, und obgleich sie wohl sah, daß ihr lieber Ami nicht wieder mit kam, so mußte sie doch über Jacob's närrische Bocksprünge lachen.

»Juchhei!« schrie Jacob; »du kannst lachen, Annemarie, und reisen kannst du mit deiner Mutter bis nach Paris, wenn du Lust hast.«

»Nun? bringst du mir etwa wirklich zwanzig Thaler?« fragte Annemarie ungläubig.

»Zwanzig Thaler?« wiederholte Jacob; »halt' auf deine Hand, Annemarie, geschwind! und er zählte mit seiner ausgearbeiteten groben Hand in Annemariens flache kleine Hand: »eins — zwei — drei — vier — fünf — fünf Goldstücke, Annemarie, das sind fünf und zwanzig Thaler wenigstens, sagte neulich der Schäfer, als die Herren ihm Schafe abkauften. Nun, was sagst du dazu?«

»Ich traue meinen Augen nicht, Jacob!« rief Annemarie. »Alles das Geld hat dir wirklich der Graf gegeben? Das ist Alles mein?«

»Nun, wer sollte es sonst gegeben haben,« lachte Jacob, »als der Graf, und für deinen Ami.«

»Ach, mein lieber Ami!« sagte Annemarie, indem sie das Gold traurig ansah. »Sage mir, Jacob, that die Comteß meinem armen Ami schön? Wird er's wohl gut haben bei ihr? Ach, wenn sie ihn nicht lieb hätte, so möchte sie doch gleich das Gold wieder nehmen! Und doch —«

»Hm! was deinen Ami betrifft, Annemarie,« sagte Jacob, indem er den Sack auf den Rücken lud, »so sei ganz ruhig. Der kriegt nichts als Zuckerbrod von der vornehmen Comteß, und wenn er nicht auf dem rothen Kissen an ihrer Seite sitzt, was aussieht, als hätte sie das Zeug dazu von der Altardecke abgeschnitten, die unsere gnädige Frau der Kirche geschenkt hat — —«

»Ach, da säße ja mein Ami auf einem rothen Sammtkissen,« sagte Annemarie.

»Ja ja, es mag wohl so was sein,« erwiderte Jacob; »na, ich sage, wenn er nicht darauf liegt, so nimmt ihn die Comteß wohl gar auf den Schooß. Na, Gott helfe dir, Annemarie, die Sonne steht hoch, ich muß machen, daß ich auf's Feld komme zum Schäfer, und bekomme wohl derb was Gebrummtes, daß ich so spät komme. Adje, Annemarie.«

»Adje, guter Jacob! Aber warte doch noch, ich wollte dir noch danken, daß du meinen armen Ami hingetragen hast, und daß — —«

Aber Jacob sprang davon, als hätte er Spreu statt Brod und Käse in seinem Sacke, und indem er zu Annemarie zurückrief: »'s ist schon gut!« war er bald weit weg.

Da stand nun Annemarie noch ein Weilchen, und sah bald auf das Gold in ihrer Hand, bald nach dem Wirthshause hinunter, wohin Ami getragen worden war. Sie strich sich über die Stirn, und schüttelte mit dem Kopf, als müsse sie sich erst darauf besinnen, daß es Wahrheit und kein Traum sei, daß sie so viel Gold und, aber ach!

ihren kleinen Freund, den Ami, das Beſte, was ſie hatte, nicht mehr habe.

Mit einem Male aber wickelte ſie raſch die Goldſtücke in ihr Schnupftüchelchen, ſteckte es in die Taſche, und lief beinah eben ſo geſchwind, als Jacob, die Wieſe entlang zu ihrer Mutter Hauſe.

Was mochte ihr wohl eingefallen ſein? An wen dachte ſie nur?

Mutter Rutheni hat ein gutes Kind.

Das wollen wir doch gleich einmal sehen, wenn wir vorher wissen, was Mutter Rutheni macht.

Als diese bei ihrem Erwachen ihre Annemarie nicht mehr im Bette fand, fiel ihr das nicht als etwas ganz Ungewöhnliches auf. Denn Annemarie pflegte wohl sonst auch früh vor der Schule nach Blumen oder Kräutern auf die Wiese zu gehen. Auch hatte Mutter Rutheni selbst viel zu bedenken, und nahm aus ihrem Schränkchen den Schlüssel zu der großen Truhe, in welcher sie ihre besten Sachen aufzubewahren pflegte. Nachdem sie nun Kathi, die Magd, nach Futter für die Kühe ausgeschickt hatte, indem sie sie bedeutete, daß sie schon selbst Alles im Hause für den Mittag besorgen wolle, so schloß sie die große Truhe auf, und langte aus derselben ein wohl verwahrtes Päckchen hervor, welches versiegelt war.

Mutter Rutheni hatte sich nämlich Alles noch einmal wohl bedacht und zu einem Plane entschlossen. Sie hatte bedacht, daß es ihrer Annemarie vielleicht mehr Segen bringen werde, wenn sie ihrem Bruder Georg in seinen elenden Tagen dankbar Hülfe brächte, als wenn sie für Annemarie das, was sie an werthvollen Dingen im Kriege noch gerettet hatte, aufhöbe, bis sie es einmal anwenden könnte. Mutter Rutheni hoffte durch Fleiß und Sparsamkeit noch Manches für Annemarie erwerben zu können, und sie wußte, daß Gott dankbare und fleißige Menschen nicht verläßt, sondern segnet, auch wenn sie nicht Gold und Silber haben. Sie hatte deshalb beschlossen, der treuen Kathi Haus

und Hof zu übergeben, mit Annemarie zu Georg zu reiſen, und darum holte ſie das verſiegelte Päckchen aus der Truhe.

Sie ſchnitt ſorgfältig das Band, womit es zuſammengebunden war, los, und erbrach die Siegel. Da fielen eine kleine Anzahl ſilberner blanker Löffel heraus, Mutter Rutheni wog einen prüfend in der Hand, und erinnerte ſich, daß der Goldſchmied einmal geſagt hatte vor langer Zeit, ein ſolcher Löffel ſei drei Thaler werth. Es war noch ein kleines ſchwarzes Käſtchen in dem Packet, und als Mutter Rutheni dieſes öffnete, glänzten ihr drei herrliche Steine entgegen, welche an einem goldnen Ringe befindlich waren. Dieſen Ring hatte ſie von ihrer Großmutter einſt geerbt und ihn als ein theures Andenken aufbewahrt, welches ſie Annemarie nach ihrem Tode zu hinterlaſſen, oder zu Annemarie's Ausſtattung einſt zu verwenden gedacht hatte.

Dieſe theuren und koſtbaren Andenken nun ſah Mutter Rutheni ſorgſam durch, und doch wickelte ſie ſie eben ſo ſorgſam wieder ein, denn es war ihr immer wieder, als ſollte es nicht ſein, daß ſie den Ring und das Silber, welche einmal ihrer Annemarie einziges Hab und Gut ſein würden, verkaufen ſollte.

So ſtand ſie noch nachdenkend, den Rücken nach der Thür, als Annemarie eintrat, lebhaft auf ſie zuging und ihre Arme um ihren Nacken ſchlang.

»Nun, guten Morgen!« ſagte die Mutter freundlich. »Wo biſt du geweſen, kleiner Wildfang? Du biſt ja ganz erhitzt!« und ſie ſtreichelte dem Mädchen die Haare aus der Stirn. »Gewiß biſt du nach Brombeeren den Berg hinaufgeklettert? Oder haſt du dich mit den Ziegen abgegeben?

»Ach nein, meine Mutter!«

»Du kannſt jetzt deine Milch nicht trinken, Annemarie,« fuhr die Mutter fort, »ſetze dich ein wenig, um abzukühlen.«

»Ja ja! mein Mütterchen, ich will noch warten mit der Milch, bitte,

komm nur erſt ein einziges Mal an's Fenſter mit mir, ich habe dir ja gar noch nicht guten Morgen geſagt, ich wollte dir auch gern noch was ſagen.«

»Und ich, Annemarie,« ſagte Mutter Rutheni, indem ſie ſich willig auf ihren Arbeitsſtuhl am Fenſter niederließ, »ich will dir auch etwas ſagen.«

»So?« ſagte Annemarie, der Zeit und Weile lang wurde, bis ſie ihre Goldſtücke los war. »Aber, mein Mütterchen, ich möchte dir zuerſt was ſagen — aber du mußt auch gewiß nicht böſe ſein! Nicht wahr, du wirſt nicht?« Und ſie griff in die Taſche, zog ihr Schnupftüchelchen heraus, und hielt den Zipfel deſſelben mit den Goldſtücken auf den Rücken.

»Thuſt du doch ſo wunderbar, Annemarie,« ſagte die Mutter, »was kannſt du wohl haben, worüber ich bös ſein ſollte? Was verſteckſt du da auch ſo ſchelmiſch? Es wird wohl nichts ſein, als wieder einmal ein großer Käfer oder — —«

»Ja, Mutter, bringen thue ich dir was,« ſagte Annemarie, indem ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten; »aber Käfer ſind's nicht!«

»Nun was iſt's denn?« fragte Mutter Rutheni.

»Du ſollſt dafür zum Onkel Georg reiſen, Mütterchen,« rief Annemarie, indem ſie ihre Goldſtücke der Mutter in den Schooß ſchüttete — »und du mußt mich mitnehmen, und wir wollen den guten Onkel mit einander pflegen!«

Mutter Rutheni aber erſchrack, als ſie das Gold erblickte.

»Um Himmelswillen!« rief ſie aus, »mein Kind, wie kommſt du zu dieſen Goldſtücken? Es läuft mir ganz heiß über! Wer könnte dir das Geld borgen? Niemand im Dorfe hat ſo viel zu verborgen — die gnädige Frau iſt nicht da — um Gottes Willen, Mariechen, was haſt du gemacht? wo haſt du —«

»O Mutter, meine gute Mutter, ſei nur ruhig! ich — —« die

Stimme ſtockte Annemarien, denn, indem ſie jetzt ſagen mußte, was geſchehen, war es ihr, als ſollte ſie Ami noch einmal verkaufen.

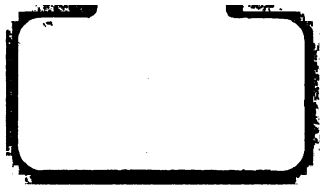
Die Mutter faßte ſie bei der Hand, und ſagte gütig:

»Annemarie, mein liebes Kind, ſage mir Alles, auch wenn du einen dummen Streich gemacht hätteſt, ſage mir Alles aufrichtig —«

»Nein, nein, meine Mutter,« rief Annemarie, und legte den Kopf auf Mutter Rutheni's Schooß, »ich wollte dir nur Freude machen — ich — habe meinen Ami verkauft! —«

Da zog die Mutter ihre Annemarie zu ſich herauf, herzte und küßte ſie, und ſagte:

»Annemarie! Du mein gutes, geliebtes Kind, Gott ſegne dich! Und laſſe dich groß werden zu meiner Freude und zu vieler Menſch Troſt und Glück.«

Und nun mußte die Mutter weinen, — es war aus Freude über ihr Kind. Aber Annemarie nahm ihr Schnupftüchelchen, und wiſchte der Mutter die Thränen ab, indem ſie immerfort wiederholte:

»Mutter, meine liebe Mutter, du ſollſt ja nicht weinen, du ſollſt dich ja freuen, daß wir zum Onkel Georg reiſen.«